

**Hans-Jürgen Stöhr**

# **Scheitern im Grenzgang**



**Wie das Scheitern hilft,  
das Leben besser zu verstehen**

Es gibt Erfolge für den Menschen,  
die zum Misserfolge werden,  
es gibt wohl auch Gewinne, die Verluste bringen.  
Es gibt Geschenke,  
die dir keinen Nutzen bringen,  
es gibt sogar Geschenke,  
die man doppelt zahlen muss.  
Es gibt Beschämung,  
um des Ruhmes Willen, und manchen,  
der aus Niedrigkeit sein Haupt erhob.  
Gar mancher kauft sich viele Dinge billig ein und  
muss sie dennoch siebenfach bezahlen.

Jesus Sirach 20,9-12  
Altes Testament

Titelbild: Logo und Maskottchen der 1. Rostocker Philosophischen Tage  
"Was ist ein gutes Leben? · Wie bitte geht das?"  
Entwickelt von Studenten der Rostocker Design Akademie „DA!“

## **Inhaltsverzeichnis**

Vorwort

Einleitung

Das Leben lebt · Was ist ein gutes Leben?	8
Erfülltes Leben · Was ist Lebensqualität?	20
Denken hilft · Nützt es auch?	32
Märchen lesen · Was können sie uns sagen?	42
Im Leben gescheitert · Eine ungewöhnliche Erfolgsgeschichte?	
Scheitern und Erfolg I	55
Was gibt es dazu zu sagen? · Resümee des Bisherigen	
Scheitern und Erfolg II	63
Was heißt scheitern und erfolgreich sein? · Versuch einer Bestimmung	
Scheitern und Erfolg III	69
Wie stehen Scheitern und Erfolg zueinander? · Beschreibung einer dialektischen Beziehung	
Scheitern und Erfolg IV	90
Ist das Scheitern von Natur aus gut oder schlecht? · Moral über Scheitern und Erfolg	
Sein oder bleiben · Was ist wichtiger?	103
Das Leben in der Komfortzone · Scheitern oder mehr Leben wagen?	116
Das Sterben erleben und den Tod denken · Am Leben gescheitert?	124
Mensch sein · Wohin führt der Weg?	135
Anhang	
Philosophieren für den Alltag · Brauchen wir das?	164
Psychologische und Philosophische Praxis · Wer ist wo gut aufgehoben?	177
Biografisches · Wie lässt sich Scheitern gescheit gestalten?	180

## **Vorwort**

Kaum bleibt eine Gelegenheit aus, jemandem alles Gute und viel Erfolg zu wünschen. Hat schon irgendjemand Ihnen gutes, gelingendes oder gar ein gescheites Scheitern gewünscht? Wohl kaum. Doch warum eigentlich nicht? Das Scheitern erleben wir oft viel präsenter als den Erfolg. Mir ist es in meinem Leben nicht gelungen, um das Scheitern einen Bogen zu machen. Eine gemachte Erfahrung sagt mir: Wenn du ein gutes Leben willst, dann musst du auch scheitern können. Die andere ist: Erfolg hilft, nützt aber letztlich dem guten Leben wenig.

Mein Leben – beruflich wie privat – lebt vom Scheitern. Doch beigebracht hat es mir keiner, wie man das macht – vielleicht auch deshalb nicht, weil derartiges von ganz alleine passiert und man sich wie beim Erfolgreich-Sein dafür nicht anstrengen muss.

Meine Sicht auf das Scheitern veränderte sich erst sehr spät. Den Anstoß gab mir ein Heft aus der „Psychologie heute“, Jg. 2003, das betitelt war mit: „Gescheitert? So nutzen Sie die Chance zum Neubeginn“. In diesem Thema erkannte ich das in ihm steckende Dialektisch-Widersprüchliche, was mich begeisterte. So lag das Thema „Scheitern und Erfolg“ auf dem Tablett philosophischer Betrachtung, an dem ich nicht vorbei kam. Die Faszination über dieses Thema ließ mich 2004 eine Geschäftsidee kreieren und ich entwickelte ein Konzept. Die „Agentur für Gescheites Scheitern“ war geboren, die das Anliegen hatte, Gescheiterten oder vom Scheitern Bedrohten Beratung und Unterstützung anzubieten, gescheit aus der misslichen Lage herauszukommen und einen neuen Anfang zu finden. Der Bedarf hielt sich in Grenzen. Wer wollte schon offen zugeben, dass er gescheitert ist. Stattdessen waren Journalisten und Medien eher an dieser Thematik interessiert, als die Betroffenen oder Gefährdeten selbst. Ich konnte mich in den ersten zwei, drei Jahren vor Anfragen nicht retten. Das Interesse an dieser aufgegriffenen Idee tat mir gut. Es zeigte mir, dass ich ein wichtiges Thema unseres Lebens aufgegriffen hatte, das an Präsenz zu gewinnen schien.

Die Nachfrage an Leistungen von der Agentur war so schwach, dass ich mir nach fünf Jahren eingestehen musste, dass ich mit meiner Agentur für Gescheites Scheitern gescheitert war. Wiederum war ich mit ihr nicht gescheitert, weil ich die Inhalte der Agentur ab 2012 in die gegründete Philosophische Praxis hinein hob. Hegel würde sagen: Es fand eine Negation der Negation statt. Ich habe die Agentur in die Philosophische Praxis „aufgehoben“ – im Sinne von „bewahren“, „auf eine höhere Stufe heben“.

Alles was ich zu jener Zeit aufschrieb, hatte ich wieder hervorgeholt, neu durchdacht, textlich neu bearbeitet. Das Ergebnis ist das vorliegende Buch, das die philosophische Betrachtung über das Scheitern und seine Beziehung zum Erfolg zum Schwerpunkt hat. Es ist kein ideengeschichtlicher Abriss, sondern ein Versuch, sich der Dialektik in der Beziehung zwischen

Scheitern und Erfolg zu nähern. Zugleich habe ich die im Zentrum stehenden Überlegungen über das Scheitern in unserem Leben vorab und danach mit weiteren Beiträgen flankiert, die unser Leben philosophisch tangieren und eine Verbindung zu Scheitern und Erfolg herstellen. Alle, die dieses Buch lesen wollen, sollen wissen: Es ist kein Ratgeberbuch. Es hilft weder beim Scheitern noch beim Erfolgreich-Sein. Was es zu leisten vermag ist, sich in dieses alltagsphilosophische Thema hinzudenken und dessen innere Dialektik zu erfassen und zu verstehen. Meine Botschaft, die ich in alle Teile dieses Buches hineinlegen möchte, heißt:

*„Scheitern ist menschlich und macht erfolgreich!“*

Das Scheitern macht Sinn, mehr als wir glauben. Es gibt dem Leben nicht nur einen, sondern seinen ganz besonderen Sinn. Es ist von Bedeutung, weil es das Leben lebendig macht. Es erweckt das Leben zum Leben. Das Scheitern macht das Leben zu etwas besonderem. Sich das Scheitern zu erlauben, macht das Leben in seiner Alltäglichkeit lebenswert. Mögen uns die Worte von Konfuzius, der sich in seinen Gesprächen (Lun-Yu, 6.-5. Jh. v. Chr.) mit den Schwächen des Menschen beschäftigte, lange in den Ohren klingen, der meint: „Ist man in kleinen Dingen nicht geduldig, bringt man die großen Vorhaben zum Scheitern.“

Die sich möglicherweise stellende Frage, was es mit dem Titel des Buches auf sich hat, ist nicht ganz unbegründet. Das Thema war schnell gefunden. Doch ich war mir nicht sicher, ob ich das Buch „Scheitern *im* ... oder „Scheitern *als* Grenzgang“ betiteln sollte. Beides macht Sinn: Scheitern ist ein Gehen an der Grenze zum Erfolg. Es ist auch ein Gehen in der Grenze zu sich selbst. Scheitern *als* Grenzgang drückt die Qualität des Scheiterns zum Erfolg aus. Es ist zum Erfolg „grenzgängig“, weil seine Grenzen zu ihm, durchlässig, fließend sind. Scheitern und Erfolg gestalten sich im Wandel: Es scheitern wird Erfolg und umgekehrt. Mit Scheitern *im* Grenzgang verbinde ich den Wandel des Scheiterns zu sich selbst. Es hat Dynamik derart, dass das Scheitern auf seinem Wege den Gang des guten, gelingenden oder schlechten, misslingenden Scheiterns gehen kann.

Der Lohn für alle Mühen des Denkens über das Scheitern und den Erfolg ist nun das nun vorliegende Buch, das ich in seinen Inhalten gerne die Leserinnen und Leser weitergeben möchte, die sich dem so alltäglichen Thema des Lebens, dem Scheitern, philosophisch und psychologisch nähern wollen.

Es sei von Herzen all jenen gedankt, die sich die Mühe machten, die Texte durchzusehen und mir Anregungen zu diesem Buch gaben. Sie machten mir Mut, nicht zu zweifeln oder gar aufzugeben, weil sie genauso wie ich wussten, dass das Tabu des Scheiterns bis heute nicht gebrochen ist. Wir wissen heute mehr über den Zusammenhang zwischen Scheitern und Erfolg

als je zuvor. Bücher füllen inzwischen Regale; doch an Einstellung und alltäglichen Werturteilen hat sich bis heute nur wenig verändert.

Dieses Buch möchte ich insbesondere jenen Menschen widmen, die in ihrem Leben auf unterschiedlicher Weise gescheitert sind, sich gegenwärtig in einer Scheiternsituation befinden oder Gefahr laufen, in eine derartige hineinzurutschen, und ihnen Mut zu machen, sich dieser Lebenssituation bewusst und souverän zu stellen.

Ich widme dieses Buch gleichermaßen meinen drei Söhnen, die das Lebens noch in seiner ganzen Zeit und Vielfalt vor sich haben, und möchte ihnen sagen, dass auch ihr weiteres Leben mit Scheitern erfüllt sein wird, dass es nicht nur darauf ankommt, dass man scheitert, sondern auch wie man sich selbst beim Scheitern begegnet.

Hans-Jürgen Stöhr

Rostock im Herbst 2017

## Einleitung

Dem Erfolg wird der Hof gemacht, das Scheitern in die Ecke gestellt. Das hat sich bis heute kaum verändert. Was die Literaturangebote betrifft schon, doch hinsichtlich unserer Denkhaltung über Scheitern und Erfolg kaum. Was sind die Gründe dafür, dass der Erfolg eine Lobby hat und mit dem Scheitern stiefmütterlich umgegangen wird? Liegt es in der Natur des Menschen, alles auf Erfolg zu setzen und das Scheitern zu meiden, obwohl jeder von uns die Erfahrung des Scheiterns gemacht hat – und das nicht nur einmal?

Scheitern ist schmerzlich und tut unter Umständen auch sehr weh: emotional, körperlich, finanziell. Wir verbinden es mit Niederlage, Stigmatisierung, Ausgrenzung, Schamgefühl, ggf. auch mit Verlust an Lebenszeit, Kraft und Ressourcen.

Es ist Zeit, dem Alltagsverständnis von Scheitern und Erfolg zu Leibe zu rücken. Es ist Zeit, das Verständnis von Scheitern und Erfolg den Inhalt zu geben, das dem wirklichen Leben entspricht. Es ist Zeit, Scheitern und Erfolg so zu sehen und zu behandeln, was sie sind: Es sind Qualitäten menschlichen Handelns, die das alltägliche Leben ausmachen.

Inzwischen haben die Literaturangebote über das Scheitern im Vergleich zu vor 15 Jahren zugenommen. Die Frage nach Scheitern und Erfolg und deren Beziehung zueinander ist im Denken und Schreiben angekommen. Der Zugang zu dieser Problematik ist jedoch sehr unterschiedlich. Es hat in vielen Fällen einen psychologisch-therapeutischen und Ratgeber-Hintergrund. Philosophische Angebote hierzu sind rar.

Was *hier* gedanklich bewegt wird, begründet einen Alltagsbezug mit weitest gehenden philosophischen, ethisch-moralischen Überlegungen. Berührt werden folgende Fragen, die sich im Kernteil des Buches über Scheitern und Erfolg wiederfinden. *Der erste Teil* beinhaltet ein Resümee geführter Diskussionen zu Scheitern und Erfolg, damit der Leser weiß, woran im Weiteren angeknüpft wird. *Im zweiten Teil* geht es um den eigenen Versuch einer Bestimmung von Scheitern und Erfolg. Er greift das bisherige Alltagsverständnis auf; und es wird eine begriffliche Neuordnung vorgenommen. *Der dritte Teil* knüpft nahtlos an das erneuerte Verständnis von Scheitern und Erfolg an und überführt es in der Denkkonsequenz in eine Dialektik. Die Beschreibung der Beziehung von Scheitern und Erfolg in einem dialektischen Kontext heißt, ihre Widersprüchlichkeit sowohl zueinander, d. h. *zwischen* Scheitern und Erfolg, als auch zu und in sich selbst, d. h. das Widersprüchliche *im* Scheitern und im Erfolg, zu erfassen und ergänzend ihre Historizität, d. h. ihr Werden, ihre Entwicklung hin zum Scheitern und Erfolgreich-Sein zu verstehen. *Der vierte Teil* bringt Scheitern und Erfolg in einen ethisch-moralischen Kontext, der diese Qualitäten menschlichen Handelns aus einer Genderperspektive diskutiert und sie zur gewachsenen Komplexität und Schnelllebigkeit unseres alltäglichen Lebens

in Stellung bringt. Abgerundet wird dieser Hauptteil zu Scheitern und Erfolg, indem sie mit dem uns allen bekannten Clown in Verbindung gebracht werden. Es wird die Frage diskutiert: Was hat der Clown mit Scheitern und Erfolg zu tun?

Scheitern und Erfolg als Eigenschaften menschlichen Handelns stehen in der Gesamtbetrachtung in einem in einem ethisch-moralischen Kontext.

Vorab und danach wird das *Scheitern im Grenzgang* mit Beiträgen begleitet, die das Leben berühren, die mit Scheitern und Erfolg in Verbindung stehen. Die vier dem Hauptthema vorangestellten Beiträge haben unterschiedliche Quellen: Die ersten beiden sind überarbeitete Vorträge aus den 1. Rostocker Philosophischen Tagen „Was ist ein gutes Leben? · Wie bitte geht das?“, während der vierte das Scheitern und Erwachsen-Werden in den Märchen aufgreift. Es ist ein eigens bearbeitetes Manuskript aus Infotainment-Veranstaltungen zur Zeit der Agentur für Gescheites Scheitern. Alle anderen Manuskripte sind neueren Datums und haben hier ihren Platz gefunden. Sie führen zu den Fragen hin: Wie ist Partnerschaft in einem Grenzgang zwischen Sein und Bleiben möglich? Warum führt das Verharren in der Komfortzone letztlich zum Scheitern? Was haben Scheitern und Erfolg mit Sterben und Tod zu tun?

Eher gewaltig, fast schon arrogant wirkt das letzte Kapitel, die Frage aller philosophischen Fragen in das Buch aufzunehmen: Was ist der Mensch? Ich kann den Leser insofern beruhigen, als dass ihn zu dieser Frage weder ein hier nicht leistbarer ideengeschichtlicher Abriss von über 2000 Jahren Philosophieren, noch eine tiefe, profunde Kritik erwartet. Eine kleine Stippvisite über das Mensch-Sein ist es schon, aufbereitet in einem leitenden Fragespiegel, den ich einst für einen kleinen Philosophiekurs in der Volkshochschule aufbereitete. Einige dieser Fragen haben hier ihren Platz gefunden und können uns den Zugang zu der doch so philosophisch bedeutsamen Fragestellung über das Wesen des Menschen erleichtern.

Was die Teile im Anhang betreffen, so sprechen sie alle und jedes für sich ihre eigene Sprache.

Wir verlangen, das Leben müsse einen Sinn haben – aber es hat nur ganz genau so viel Sinn, als wir selber ihm zu geben imstande sind.

Hermann Hesse (1877 – 1962)

## **Das Leben lebt · Was ist ein gutes Leben?**

Es mag wie ein Paukenschlag in einer beginnenden Sinfonie erklingen: Das Leben ist, wie es ist. Es ist da, nicht mehr und auch nicht weniger. Es ist weder gut noch ungut, weder schlecht noch böse, weder moralisch noch unmoralisch. Ganz einfach – es ist.

In diesem Sinne hat das Leben keinen Wert; es ist als wertfrei zu betrachten, frei von jeder Moral. Es besteht in seinem Da-Sein, in seinem Sein zwischen Zeugung und Tod, in dem sich das Leben abspielt. In dieser Zeit seiner Existenz verfügt es über sich selbst. Diese wertfreie Lebensbestimmtheit begründet sich ausschließlich in ihrer natürlichen Daseinsweise. Das Leben steht hier für den bewegten Menschen, für ein Mensch-Sein in Raum und Zeit.

Und *dennoch* ist das Leben *nicht* wertlos. Es versteht sich in seinem Wert in dem Moment, wo der Mensch beginnt, bewusst über sein Leben zu verfügen, die Macht über sein eigenes Leben innehat. Er beginnt, *sein* eigenes Leben zu leben.

Wir werden als menschliches Individuum mit Leben in diese Welt hineingeboren. Wir werden nicht danach gefragt, ob wir es wollen oder nicht. Wir sind einfach da. Bereits mit den ersten Lebensjahren wird uns dieses geschenkte Leben mehr oder weniger bewusst.

Mit diesem Bewusstsein der Verfügbarkeit über das eigene Leben, es selbst in die Hand nehmen und gestalten zu können, stellt sich die Frage nach dem Sinn oder Unsinn, der Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit und damit die Frage nach dem Umgang mit dem eigenen Leben: Was mache ich mit meinem geschenkten Leben? Was fange ich mit diesem Leben an, über das ich selbst die Verfügungsmacht besitze?

Die Sicht auf das Leben als eine natürlich bestimmte Daseinsform, als Individualentwicklung eines Menschen, hebt sich in dem Moment auf, wenn wir auf die oben gestellte Frage eine Antwort gegeben wollen. Sie wandelt und stellt sich in einem zutiefst menschlichen, eingebettet in einen sozial-gesellschaftlichen, ethisch-moralischen, normativen Kontext. Die Frage nach dem Wert des Lebens wird nirgendwo offensichtlicher als hier. Die Wertlosigkeit des Lebens im Hinblick auf sein natürliches Da-Sein hebt sich selbst auf.

Das menschliche Leben ist eine an den Menschen gebundene Eigenschaft. Als solche ist es fest mit ihm verknüpft. Das Leben wird jedoch erst in dem Moment für den Menschen von Bedeutung und sinnstellend, wenn er es über sein Handeln, Denken und Tun begreift und mit seinem werdenden Bewusstsein sein Denken und Handeln als *das*, als *sein* Leben annimmt.

Damit überwindet der Mensch sein Leben als einfaches, natürliches, existenzielles *Über*-Leben und wächst über dieses *Über*-Leben hinaus. Er verschafft sich über sein Tun den Zugang, sein Leben als ein *Er*-Leben zu begreifen und als solches gestalten zu können.

Menschliches Leben heißt also denken, entscheiden, handeln – tätig sein. Ich gebe mir mein Leben durch mein mehr oder weniger bewusst gestaltbares Denken und Handeln. Ich mache so mein Leben erlebbar und lege hiermit die Grundlage für eine Wertigkeit des Lebens. Der Wert des Lebens ist also nicht begründet in seinem Da-Sein, sondern im Handeln des Menschen, dem das Leben mit seinem Sein geschenkt wurde und dem Menschen, der es vermag, sein Leben in ein *Er*-Leben zu verwandeln.

Vielleicht kennt der eine oder die andere den Roman „Wie der Stahl gehärtet wurde“. Er war zur DDR-Zeit Pflichtliteratur im Deutschunterricht. Dieser Roman von Nikolai Ostrowski ist ein literarisches Zeugnis des Bürgerkrieges nach der Oktoberrevolution in Russland und der Entbehrungen des autobiografisch gezeichneten Romanhelden Pawel Kortschagin. Kortschagin, vom Typhus geschwächt, zum vierten Mal an der Schwelle des Todes gestanden und wieder zum Leben zurückgekehrt, auf Genesungsurlaub in einem kleinen Städtchen, auf einem Spaziergang zu einem Platz mit Gräbern kommend, die Mütze abnehmend und in sich hineindenkend: „Das Wertvollste, was der Mensch besitzt, ist das Leben. Es wird ihm nur ein einziges Mal gegeben, und er muss es so nutzen, dass er sinnlos verbrachte Jahre nicht qualvoll bereut, die Schande einer kleinlichen, inhaltslosen Vergangenheit ihn nicht bedrückt und dass er sterbend sagen kann: Mein ganzes Leben, meine ganze Kraft habe ich dem Herrlichsten in der Welt – dem Kampf für die Befreiung der Menschheit – geweiht. Und er muss sich beeilen, zu leben. Denn eine dumme Krankheit oder irgendein tragischer Zufall kann dem Leben jäh ein Ende setzen.“ (Verlag Neues Leben, Berlin 1959, S. 270)

Diese Botschaft kann ethischer nicht sein: Das Leben ist wert, *gelebt* zu werden, was so viel heißt wie: Fülle dein Leben mit Leben! Übernehme Verantwortung für das dir geschenkte Leben! Mache aus dem Leben ein *Er*-Leben! Mache mit und aus deinem Leben für dich und deine Mitmenschen etwas Gutes!

Den Sinn des Lebens sehe ich einzig und allein darin, für das geschenkte Leben so früh wie möglich selbst Verantwortung zu übernehmen, was bedeutet, jene Menschen zur Verantwortungsübernahme zu befähigen. Mit dieser Verantwortungsübernahme schließe ich alle Lebensumstände ein, die das Leben bereithält. Das betrifft auch das eigene Kranksein und Sterben.

Mit unserem Handeln „veredeln“ wir das Leben; geben ihm seine persönlichkeitsbestimmte Wertigkeit. Wir geben mit unserem Denken und Handeln dem Leben eine Sinnbestimmtheit. – Doch nur welche? Sind wir „verpflichtet“, ein sinnvolles Leben zu führen, was es auch im Einzelnen heißen mag? Stehen wir in der Eigenverantwortung ein „gutes“, „gelingendes“, „erfolgreiches“, „schönes“ oder „glückliches“ Leben zu führen, nur weil uns das Leben ungewollt geschenkt wurde? Die meisten von uns nehmen sich in diese Verantwortung. Sie sehen den Sinn ihres Lebens darin, ein Leben zu leben, das im Ergebnis, am Ende des Lebens als „gut“, „erfüllt“, „gelingen“, „erfolgreich“, „schön“ oder „glücklich“ wahrgenommen werden kann.

Ronald Dworkin spricht sich in seinem 2012 im Suhrkamp-Verlag erschienenen Buch „Gerechtigkeit für Igel“ für eine Einheit der Werte aus und plädiert für eine Verantwortung des Menschen, ein gutes Leben zu führen. Ist es wirklich so, dass der Mensch Verantwortung für sein Leben – und noch mehr für ein *gutes* Leben übernehmen *muss*, weil er geboren wurde und nun lebt? Was ist aber mit all‘ jenen, die sich selbst in diese Lebensgestaltungsverantwortung nehmen, doch im Ergebnis ihres bisherigen oder ganzen Lebens dieses Leben als „unzufrieden“, „schlecht“, „unerfüllt“, „misslungen“, insgesamt als „unglücklich“ einschätzen? Was ist mit jenen, die ihr Leben gewollt *außerhalb* jeder Eigenverantwortung leben, fernab von Normen und Werten eines so genannten „normalen“ Lebens in unserer Gesellschaft? Sie nehmen sich die Freiheit, ein Leben zu leben, außerhalb des „Normalen“ bis an oder über die Grenze von „Recht und Gesetz“ hinausgehend. Führen diese Menschen ein „schlechtes“, „misslungenes“, „unglückliches“ Leben?

Hier kommt die Freiheit ins Spiel. Es ist ein Spiel von Werten, in dem sich Freiheit und Verantwortung reiben, das uns fragen lässt: Kann ein Leben auch „gut“ sein, wenn es sich außerhalb des Guten bewegt, wo doch Theodor W. Adorno (1903 – 1969) in seiner *Minima Moralia* resümiert: „Es gibt kein richtiges Leben im Falschen“.

Ich frage weiter: Was ist das Gute im bzw. des Lebens? Wofür steht das „gut“, wenn wir vom *guten* Leben sprechen? Und wer bestimmt, was „gut“ ist? Man möge mir nachsehen, dass ich hier keinen ideengeschichtlichen Beitrag über das Gute einbringen möchte. Ich möchte stattdessen Gedanken über die Bestimmung des Guten hineinbringen, die an Otfried Höffe anknüpfen und unterstütze seine These, dass „gut“ nicht gleich „gut“ ist, was deutlich macht, einer differenzierten Bestimmung des Guten zu folgen, die er in seinem Buch „Lebenskunst und Moral oder macht Tugend unglücklich?“ (C. H. Beck Verlag, München 2007) darlegt. Sein Ansatz ist in Gestalt von Stufen und beschreibt das Gute in einer untersten, mittleren und obersten

Stufe. Die *unterste* Stufe ist das Gute, von technisch-praktischer Vernunft bestimmt. Es ist das Gute für etwas. Die *mittlere* Stufe zielt auf die praktische Vernunft im Sinne von „gut für jemanden“. Auf der *obersten* Stufe befindet sich für Höffe das voraussetzungslose, uneingeschränkte Gute, das „schlechthin Gute“, ein Gutes außerhalb jedes Kosten-Nutzen-Denkens. Ich plädiere für ein Verständnis über das Gute, das drei Betrachtungsebenen beinhaltet.

*Die erste Betrachtungsebene* erfasst das Gute in seiner allgemeinen Verständlichkeit. Es steht für den alltäglichen Sprachgebrauch, das Gute als Inbegriff, als Gesamtheit dessen, was im Leben als erstrebenswert angesehen bzw. schlechthin als gutes Leben betrachtet wird. Es ist ein Gutes, das wir über unser Handeln erreichen. Dieses gute Leben zeigt sich als „gelingend“, „erfolgreich“, „erfüllt“, „glücklich“ oder auch „zufrieden“. Es sind Charakterisierungen, die sich unter das „gute Leben“ subsumieren lassen, bei gleichzeitigem Versuch, diese Charakterisierung zu differenzieren.

„*Erfolgreich*“ steht für Erreichtes, Erzieltes im Leben. Es ist alles erreicht – mit positiven Folgen. Es ist gelungen.

Als „*gelingend*“ bestimme ich das Leben in seinem erfolgversprechenden Werden, das im Leben bzw. in bestimmten Lebensabschnitten im Abschluss seinen Erfolg findet. „*Gelingend*“ steht für tüchtig, geeignet, nützlich.

„*Erfüllt*“ soll das gelebte Leben insofern sein, als damit erfahrene Lebens-Fülle zum Ausdruck gebracht wird. Diese Fülle des Lebens kann qualitativ verschieden und quantitativ umfänglich, reichlich oder auch intensiv sein, was das erreichte oder auch gelebte Leben deutlich macht. Es kann heißen: Alles ist gut, weil es genug ist, weil gelungen bzw. erfolgreich, weil es ein Leben voller Sinn und Glück oder auch von vielen Gütern – Dinge, Erlebnisse o. Ä. – bestimmt war. Wird ein Leben als „*glücklich*“ bezeichnet, so liegt das Gute darin, das Leben als positiv gefühlt, als zutiefst zufrieden zu betrachten. Es macht in besonderer Weise die Emotionalität unseres Lebens – des *Er*-Lebens – deutlich.

*Die zweite Betrachtungsebene* zielt direkt auf die begriffliche Differenzierung des Guten. Das Gute bzw. das *gute* Leben lässt sich m. E. in vierfacher Hinsicht begreifen:

*Das Leben ist erstens ein Leben mit Gütern.* Es ist ein Leben des Schaffens und Besitzens von Dingen, die für das eigene Leben wichtig sind und das Leben lebenswert machen. Es ist das Haben und weniger das menschliche Sein im Leben, was das Leben „gut“ macht. Dieses Haben sind Güter materieller wie ideeller Natur. Es sei hier in diesem Zusammenhang angemerkt, dass nicht wenige Menschen – und heute mehr denn je – und zwar in beiderlei Richtung das Leben auf das Dingliche, auf ein Leben mit materiellen Gütern reduzieren. Das trifft sowohl für jene

zu, die in ihrem Leben das Besitzen von Gegenständlichem auf ein Minimum zurückführen, auf vieles oder auf fast alles verzichten, als auch auf jene, die ihren Lebenssinn in der Anhäufung von Gegenständlichem sehen. In beiden Richtungen, das Leben entweder in seiner Minimalisierung oder Maximalisierung an Dinglichem zu leben, wird dieses Leben zum Maß aller Dinge, über das sich das Leben definiert. Zu den Gütern eines guten Lebens zähle ich auch das Fühlen, Denken und Handeln, was uns das menschliche Leben gibt. Es sind unsere Erfahrungen, Entscheidungsfähigkeiten, unsere Gefühle, unser Selbstwertgefühl, unsere Selbstwirksamkeit oder unsere Fähigkeit zur Resilienz, mit unliebsamen Lebenssituationen angemessen umzugehen und auch zur Resonanz, d. h. die Fähigkeit zu haben, sie zwischenmenschlich zu reflektieren.

*Das gute Leben ist zweitens ein Leben mit Güte.* Dieses Gute in Gestalt der Güte zielt auf die Qualität des Lebens, die das Leben lebenswert und wertvoll macht. Es ist das Gute des Lebens, sich des eigenen Lebens zu erfreuen, dankbar zu sein, das Leben als Leben zu erleben bzw. zu genießen. Das Leben mit Güte zeigt sich als ein Leben in Zufriedenheit, die das Eins-Sein mit sich und der „Welt“ innehat. Es ist ein Leben, das sich in Freundlichkeit zeigt, eine Freundlichkeit, die menschliche Güte in uns und für andere hervorbringt, Magie in uns erzeugt, die unser Leben im wahrsten Sinne des Wortes verzaubern lässt, uns das Sich-Wundern in unserem alltäglichen Leben ermöglicht.

*Das lässt drittens zu, das Leben als ein Leben in Güte zu verstehen.* Das an Mitmenschlichkeit bestimmte, an Verbundenheit und Offenheit geknüpfte Leben ist die Güte, die uns erlaubt, menschliche Zuwendung für andere und für sich zu schenken, ein Leben in Achtsamkeit und Gelassenheit zu führen. Es ist ein Gut-Sein sowohl zu sich selbst als auch gegenüber anderen. Es ist die in uns wohnende Güte, die uns erlaubt, etwas Gutes zu tun. Ich bin mir sicher, dass wir dann ein Leben sowohl *in* als auch *mit Güte* führen, die uns den zwischenmenschlichen Resonanzboden liefern, den wir in Gestalt von Erfahrung, Feedback, Anerkennung, Wertschätzung oder aktivem Zuhören wiederfinden.

*Und es ist viertens ein Leben im Guten* – ein Leben im gegenseitigen Einvernehmen, mit Achtung und im respektvollen Umgang miteinander. Das Leben im Guten trägt auch in sich das Unterschiedliche, das Gegensätzliche des menschlichen Lebens, was uns manchmal zur Verzweiflung bringt, was oft schwer auszuhalten ist, weil das Leben sich in seiner Widersprüchlichkeit präsentiert und diese sich nicht auflösen lässt. Es fordert dann von uns auch die Güte im Umgang mit dem Unverfügbaren in unserem Leben, zu dem Schicksalsschläge, wie Unfälle und unheilbare Krankheiten, oder auch der Tod gehören.

Alle vier Aspekte des guten Lebens – jeder einzelne in seiner qualitativen Besonderheit und Ausrichtung – ermöglichen uns eine wohlwollende individuell, kollektiv wie gesellschaftlich gestaltbare „Gute-Lebens-Kultur“.

*Die dritte Betrachtungsebene* des guten Lebens zielt auf die menschliche Tugend, auf die Werte des Lebens selbst. Sie geht einher mit der Frage: Muss ich, will ich oder kann ich immer ein *guter* Mensch sein und als solcher ein gutes, tugendhaftes, ein von der Gemeinschaft oder Gesellschaft im Rahmen ihrer Werte moralisch vorgegebenes, bestimmtes Leben führen? Wenn dem Menschen, wie Dworkin meint, die Pflicht der Verantwortung auferlegt ist, ein gutes Leben zu führen, wie ist dann zu verstehen, dass der Mensch sich gleichermaßen die „Freiheit“ nimmt, ein „unmoralisches, „schlechtes“ oder antimoralisches, „böses“ Leben zu leben? Ist der Mensch wesensbestimmt zum Guten verpflichtet?

Unser Leben lebt auch vom „Schlechten“ und „Bösen“, das das Leben inne hat und der Mensch in sich trägt. Ich komme nicht daran vorbei, in diesem Zusammenhang auf G. W. F. Hegels (1770 – 1832) „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften“, Das Gute und das Böse, § 507 ff. oder Friedrich Nietzsche (1844 – 1900) „Zur Genealogie der Moral, Menschliches, Allzumenschliches“, Erste Abhandlung, Gute und Böse, Gut und Schlecht aufmerksam zu machen, um das gute Leben auch in seiner Gegensätzlichkeit zu verstehen und vielleicht ergänzend im Ansatz Hannah Arendt (1906 – 1975) und Albert Camus (1913 – 1960) zu bemühen, um das Leben als ein gutes und gleichermaßen in seiner Banalität, Absurdität und Einfachheit anzuerkennen.

Drei Thesen sollen hier in die Überlegungen über das Gute im Leben hineingetragen werden:

1. Das gute Leben ist nicht nur gut. Es ist auch schlecht. Das Schlechte ist Teil des Guten im Leben. Dem Guten des Lebens ist auch sein Schlechtes immanent. Das Gute trägt das Schlechte genauso in sich wie das Schlechte das Gute.
2. Der Mensch hat die Fähigkeit, sich für ein gutes oder schlechtes, für ein böses, banales oder gar einfaches Leben zu entscheiden. Mit dieser Entscheidung übernimmt er Verantwortung für sein, für eben dieses Leben.
3. Ein Leben ist auch ein gutes Leben, wenn es sich in Einfachheit und Absurdität gestaltet, also nicht nur im Haben, nicht nur im Besitzen, sondern auch im banalen Sein zu sein – also auch die Unzufriedenheit, das Scheitern oder die Hoffnungslosigkeit als Glücksmomente des Lebens und im Leben anzunehmen.

Diese Thesen drücken das gute Leben in seiner ganzen Widersprüchlichkeit aus: Es ist nicht nur gut – es ist auch nicht-gut. Das gilt sowohl für den Einzelnen, für die Gruppe oder für die Gesellschaft. Wir müssen lernen, das gute Leben gleichsam in seiner dialektischen Gegensätzlichkeit anzunehmen.

So ist z. B. ein Leben auch gut, weil es nicht nur als *erfolgreich* anzusehen ist, sondern gleichermaßen ein Scheitern in sich trägt. Scheitern und Erfolg sind zwei Seiten eines gelingenden Lebens. Jedes Scheitern trägt in sich den Erfolg, den Keim des Werdens eines guten, gelingenden Lebens. Jedes von Erfolg bestimmte gutes Leben birgt in sich auch das Scheitern. Das Scheitern trägt die Güte des guten Lebens. Kaum ein anderer als Reinhold Messner macht in seinem Buch „Berge versetzen“ (BLV, München 2001) diese Dialektik von Scheitern und Erfolg im Leben deutlich, wenn er sagt: „Erfolg ist etwas, das wir relativ schwer messen können. Wir können scheitern und dennoch beim Weiterkommen im Leben erfolgreich sein.“ An anderer Stelle sagt er weiter: „Erfolg ist auf Dauer nur möglich, wenn auch gescheitert werden darf, sonst gibt es einen Realitätsverlust.“

Ich unterscheide insofern sowohl zwischen einem guten und schlechten Scheitern als auch zwischen einem guten und schlechten Erfolg im Leben. Das gute Leben ist nicht nur dialektisch bestimmt durch seine gegensätzlichen Seiten von Scheitern und Erfolg als die beiden Erscheinungsformen menschlichen Handelns. Die widersprüchlichen Seiten sind von einem inneren Gegensatz bestimmt. Es sind das gute und schlechte Scheitern genauso wie der gute und schlechte Erfolg in unserem Leben allgegenwärtig. Sie sind Güter und von Güte unseres guten Lebens. Sie sind es für unser Leben vor allem dann, wenn das „gute Scheitern“ genauso seine Präsenz hat wie das Wissen darüber, dass ein Erfolg nicht an sich ein gelingendes bzw. erfolgreiches Leben verspricht, weil der Erfolg immer auch den Keim des Scheiterns in sich trägt – genauso wie im Scheitern der Erfolg angelegt ist.

Wir sind also gut beraten, in unserem guten Leben nicht nur das Gelingende, Erfolgreiche in ihm zu sehen, sondern gleichermaßen das Scheitern mitzudenken, zu akzeptieren und in das gute Leben einzuschließen, sich mit ihm zu versöhnen. Doch unsere erfolgsorientierte Gesellschaft tut sich bis heute schwer, das Scheitern nicht zu stigmatisieren – und dies sowohl in der Wirtschaft, im Beruf und im Privaten, in unserem alltäglichen Leben anzuerkennen, obwohl uns eine angemessene Fehlerkultur guttäte. Denn aus Fehlern kann gelernt werden und aus ihnen keimt persönliches Wachstum, menschliche Reife – eine Entwicklung zum Guten. Nichts anderes macht „Mutter Natur“ in der biotischen Evolution, in der Mutationen als natürliche,

vererbte Fehlermeldungen stattfinden, die die Quelle für Neues, Konstruktives, Weiterentwickelbares sind. Es ist allzu natürlich und menschlich zugleich, wenn Messner sagt: „Mensch-Sein heißt begrenzt sein, in der Kraft, Klarheit, in der Motivation – es bedeutet auch, scheitern zu dürfen.“

Interessante Anregungen, über das Gute im Leben nachzudenken, gibt uns Friedrich Nietzsche in „Menschliches, Allzumenschliches“ und in seiner „Zur Genealogie der Moral“. Er äußert sich in der ersten Abhandlung zur Wertbestimmung des Lebens (Menschliches, Allzumenschliches, Nr. 32 und 33), zur Ordnungsstruktur des Guten (a.a.O., Nr. 42) und über das Gute und Böse (Bosheit) (a.a.O., Nr. 45, 96, 99, 103). Nietzsche stellt die These auf: „Der Mensch handelt immer gut.“ (a.a.O., Nr. 102) und führt dazu aus: „Wir klagen die Natur nicht als unmoralisch an, wenn sie uns ein Donnerwetter schickt und uns nass macht: warum nennen wir den schädigenden Menschen unmoralisch? Weil wir hier einen willkürlich waltenden freien Willen, dort Notwendigkeit annehmen. Aber diese Unterscheidung ist ein Irrtum. Sodann die absichtliche Schädigung nennen wir nicht unter allen Umständen unmoralisch; man tötet zum Beispiel eine Mücke unbedenklich mit der Absicht, bloß weil uns ihr Singen missfällt, man straft den Verbrecher absichtlich und tut ihm Leid an, um uns und die Gesellschaft zu schützen. Im ersten Falle ist es das Individuum, welches, um sich zu erhalten oder selbst um sich keine Unlust zu machen, absichtlich Leid tut; im zweiten der Staat. Alle Moral lässt absichtliches Schadentum gelten bei *Notwehr*: ... Aber diese beiden Gesichtspunkte *genügen*, um alle bösen Handlungen, gegen den Menschen von Menschen ausgeübt, zu erklären: man will für sich Lust oder will Unlust abwehren; ... (es) handelt sich immer um Selbsterhaltung. Sokrates und Plato haben recht: was auch der Mensch tue, er tut immer das Gute; das heißt: das was ihm gut (nützlich) scheint, je nach dem Grade seines Intellekts, dem ... Maße seiner Vernünftigkeit.“ Nietzsche macht an verschiedenen Stellen der o. g. Quellen darauf aufmerksam, wie wichtig es ist, zwischen gut und schlecht bzw. zwischen Gut und Böse zu unterscheiden.

Der Vollständigkeit halber wäre es erforderlich, auch hier den Begriff des Bösen in den Diskurs über das gute Leben aufzunehmen, zumal wir versuchen, das Böse aus unserem Denken auszuklammern, als etwas von uns außerhalb Stehendes betrachten, es verteufeln, obwohl das Böse auch im Menschen ist, es immer wieder selbst durch sein Handeln produziert wird. Während man bei Thomas Hobbes (1588 – 1679) in „Leviathan“ das animalische, das naturbegründete Böse zu finden ist, löst Immanuel Kant (1724 – 1804) in seiner Moralphilosophie dieses animalische Böse auf, weil der Mensch als mündiger Bürger die Freiheit hat, böse zu sein. Sein Verhalten ist vernunftbestimmt, sich über die Triebe hinwegsetzend und kann sich selbst in die

Pflicht nehmen, das eigene, in sich tragende Böse zu beherrschen. Nach Kant kann der Mensch frei entscheiden, ob er gut oder böse sein will und schreibt in „Über das radikale Böse in der menschlichen Natur“: „Man nennt einen Menschen böse, nicht darum, weil er Handlungen ausübt, welche böse (gesetzwidrig) sind, sondern weil diese Handlungen so beschaffen sind, dass sie auf böse Maximen in ihm schließen lassen.“ Bei aller Vernunftbetonung und Willensfreiheit nimmt sich Kant bei der Erklärung des Bösen insofern zurück, als dass der Mensch gleichsam auch ein Hang zum Bösen hat.

Der in die Literatur eingegangene Porno-Philosoph D. A. F. Marquis de Sade (1748 – 1814) traut sich das zu sagen, was Kant zurückhielt und fragte: Warum sollte der Mensch moralisch (gut) handeln und ein gutes Leben führen, wenn es doch keinen Gott gibt, der ihn für gutes Handeln belohne? In seinen Romanen werden Menschen gedemütigt; es wird vergewaltigt und gemordet. Sein kategorischer Imperativ lautet: „Du hast die Pflicht zum Bösen, weil es die Vernunft von dir abverlangt als höchste Stufe der Disziplin.“ Das Fazit seiner Gut-Böse-Moral ist: Gut sein kann jeder; böse sein bedarf der Vernunft.

Hier offenbart sich das wahrhaft Böse: überlegt, geplant, streng choreografiert, absolut, konsequent. Es ist das Böse in Gestalt von Auschwitz, in Gestalt des 11. September 2001 oder in Gestalt des islamistischen Terrors.

Von der Banalität des Bösen spricht Hannah Arendt, was ihr viel Kritik einbrachte, nicht zuletzt auch deshalb, weil sie Jüdin war. Sie schreibt in ihrem Buch „Eichmann in Jerusalem“, dass Eichmann wie viele andere auch weder pervers noch sadistisch waren, sondern schrecklich und erschreckend normal. Diese Normalität des Bösen als das banale Böse sei geprägt durch schockierende Gedankenlosigkeit. Eichmann habe schlichtweg als Schreibtischtäter seine Pflicht erledigt. Dass sein Verhalten fragwürdig sein könnte, sei ihm nicht in den Sinn gekommen, so Arendt.

Diese Gedankenlosigkeit in unserem Leben ist es, die das Böse hervorbringt. Sie begegnet uns überall; sie ist allgegenwärtig in unserem Alltag. Keiner lehnt sich dagegen auf. Es schweigt sich so dahin. Zivilcourage ist nicht gerade die allgegenwärtige und verbreitete Tugend der Deutschen. Man muss sie suchen. Es gibt sie.

Das banale Böse scheint unser ständiger Alltagsbegleiter zu sein – in den zwischenmenschlichen Begegnungen, im Konsum, in der Produktion, in der Finanzbranche, besonders dann, wenn sich Gier, Macht und Neid hinzugesellen. Dieses Böse ließe sich m. E. nur beherrschen, wenn wir uns in Selbstachtung vor unserem eigenen Leben, in menschlicher Wertschätzung, in Dankbarkeit für das geschenkte Leben und im Nachdenken über die Wirksamkeit des

eigenen Handelns üben. Für mich drängt sich hier die Frage auf: Lässt sich bzw. muss das Böse über das Gute derart erklärt werden, dass wir uns mit dem Menschlich-Bösen versöhnen müssen, und dass wir „böses“, menschliches Verhalten zu entschulden haben – eben weil das Böse als Teil des menschlichen Lebens zu verstehen ist? Oder ist das Böse im Menschen nur deshalb verstehbar, weil das Gute im Menschen, sein gutes Leben im Grunde nach nicht perfekt, nicht vollkommen ist, auch nicht sein kann und diese Unperfektion des Guten zum Bösen führt? Der Zugang zu einer Antwort darauf führt uns m. E. über ein dialektisches Verständnis von „gut“ und „böse“:

1. Das Gute ist nur deshalb gut, weil es das Böse gibt. Das Gute wie das Böse treten uns im Leben gegenüber, weil es in uns ist, wie Licht und Schatten, Tag und Nacht. Beides gibt es nur mit und durch das andere. Sie setzen sich gegenseitig voraus. Das Gute im Leben eines Menschen können wir nur in seinem Wesen erkennen und verstehen, wenn wir das Böse in ihm kennengelernt haben.

2. Das Gute ist in Böses und umgekehrt Böses in Gutes wandelbar, weil beide beides in sich tragen. Das Gute im Bösen und das Böse im Guten macht die Wandlungsfähigkeit des Guten und des Bösen möglich. Umso mehr stehen wir in der Verantwortung, wachsam zu sein, das Gute im Menschen zu behüten und zu pflegen, um das Böse in ihm so klein wie möglich zu halten, bei gleichzeitigem Wissen, dass in dem Böse auch eine Schöpferkraft des Lebens stecken kann, was Mephisto in J. W. v. Goethes (1749 – 1832) „Faust“ selbst über sich zu sagen weiß: Ich bin „Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“

Mit zur Widersprüchlichkeit des guten Lebens dazugehörig ist die drittgenannte These, die darauf aufmerksam macht, dass ein Leben auch ein gutes Leben ist, wenn es sich in Einfachheit und Absurdität gestaltet. Das heißt, ein Leben zu leben nicht nur im Haben, im Besitzen, sondern mit ihm auch im banalen Sein zu sein, mit ihm Unzufriedenheit, Scheitern oder Hoffnungslosigkeit als Glücksmomente anzunehmen.

In Albert Camus sehe ich den philosophischen Ideengeber für ein Leben in Einfachheit als Gestalt eines guten Lebens. Iris Radisch schrieb aus Anlass des 100. Geburtstages von Camus eine Biografie, die sie selbst mit „Das Ideal der Einfachheit“ (Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2013) betitelte. Das Ideal der Einfachheit steht für eine Lebenskultur, einen Lebensstil, für Werte, die das einfache Leben repräsentieren. Es ist nach meinem Verständnis zu kurz gegriffen, wenn wir das Wort „einfach“ besetzen mit jenen wie „schlicht“, „anspruchlos“ oder „mittellos“, obwohl Camus` erste zwanzig Lebensjahre ein Leben mit vielen Entbehrungen war.

*Das Leben in Einfachheit ist Ausdruck einer Lebensphilosophie*, eines Lebensgefühls, das sich Camus bis zum Ende seines abrupten Lebens bewahrte und in seinem autobiografischen Roman „Der erste Mensch“ (posthum 1994) seine literarische Vollendung fand. Sein Leben steht für eine Mittelmeerkultur, ein Lebensklima, eine Denkart und für eine Idee des Umgangs miteinander. Dabei unterscheidet Camus zwischen einem guten griechischen und einem bösen lateinischen mittelmeerischen Lebensgeist. (vgl.: Iris Radisch, a.a.O., S. 83) Der *böse* Lebensgeist steht für Imperiales, Abendländisches, Fortschrittsglaube, Intoleranz, Maßlosigkeit und soziale Kälte, wobei Camus den deutschen, aber insbesondere den italienischen Faschismus im Auge hatte. Griechenland dagegen repräsentiert für Camus Weltoffenheit, Regionalität, Weisheit, Toleranz, Bescheidenheit, Heiterkeit, Gemeinschaftssinn, Licht. (ebenda, S. 84) Ich bin mir sicher, dass Hartmut Rosa den Begriff der Resonanz als Ausdruck des gegenseitigen Berührens und Transformierens hinzufügen würde. (vgl. Hartmut Rosa, Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung, Suhrkamp, Berlin 2016, S. 53, 281 ff., 298)

Gewiss haben das mediterrane Klima und die früh im Leben Camus` begleitete Tuberkulose (TBC) zu seinem Lebensverständnis beigetragen. Für den Nietzsche-Schüler Camus liegen zwischen Armut und Elend Welten. Er sagt: „In diesem Leben der Armut, unter diesen schlichten oder eitlen Leuten bin ich dem am nächsten gekommen, was mir als der wahre Sinn des Lebens erscheint.“ (Zitat bei I. Radisch, ebenda, S. 115) Um dem Leben Leben zu geben, schlägt Camus vor, das Denken über den Verstand durch ein lebendiges Denken zu ersetzen, das eher ein Erleben als ein rationales Begreifen des Lebens repräsentiert.

*Das Leben in Einfachheit* ist für Camus gut leben und gut sterben. Es ist ein Leben in und mit der Natur, im alltäglichen Glück, ein Leben in Maßen und in Grenzen. Es ist ein Leben, das auch Entbehrungen kennt, welches das Gegensätzliche im Leben nicht ausschließt, sondern das Spannungen aushalten kann. Es ist auch ein Leben, so möchte ich hier ergänzen – ein Leben in Beziehung zu sich selbst und zu anderen, zurückgeworfen auf das, was das Leben in seiner Ursprünglichkeit und natürlichen Fülle begründet. Es ist seine Verletzlichkeit und Endlichkeit, bestimmt durch Krankheit und Tod. Es ist das Besinnen auf seine eigenen Kompetenzen und eigene Entwicklungsfähigkeit, das Lernen vom und für das Leben. Es ist das zwischenmenschliche Begegnen, das Freundlichkeit generiert. Diese Freundlichkeit erzeugt die menschliche Güte und diese wiederum die Magie, den Zauber des Lebens, in dem dessen Einfachheit verborgen liegt, von der Camus spricht.

Radisch formuliert das ganze Geheimnis der Einfachheit zusammenfassend, indem sie zum Ausdruck bringt: „Gerade weil Camus unterhalb des Radars der großen Geschichte mit

ihren vereinnahmenden Ideologien gelebt und all die Apparate und Spielzeuge der bürgerlichen Existenz entbehrt hat, ist er frei geblieben und hat seine Sinne geschärft für die elementare Schönheit der Welt.“ (a.a.O., S. 308) Es geht mehr als nur um die von Camus bestimmte Einfachheit, wenn er selbst zu sich sagt: „So hat mich jedes Mal, wenn ich den tiefsten Sinn der Welt zu erfüllen glaubte, vor allem ihre Einfachheit erschüttert.“ (a.a.O., S. 326) In dieser wahrnehmbaren Erschütterlichkeit des Einfachen in der Welt und das zugleich erfahrbare Einfache in Gestalt des Schönen, des Natürlichen und des Menschlichen ist das, was das Einfache in unserem Leben paradox abwehrend und zugleich lebenswert erscheinen lässt.

Der Gescheiterte ändert, was er ändern kann;  
er nimmt Nichtveränderbares an und entwickelt Weisheit, Änderbares von Nichtveränderbarem zu unterscheiden

Reinhold Messner

## **Im Leben gescheitert! · Eine ungewöhnliche Erfolgsgeschichte?**

### **Scheitern und Erfolg I · Was gibt es dazu zu sagen?**

#### **Ein Resümee des Bisherigen**

Ein Segelschiff begab sich auf Seereise nach Indien und China und kehrt voll beladen mit Tee, Gewürzen und Seide nach Europa zurück. Das war die Mission, die der Kapitän und seine Mannschaft gegenüber dem Eigner zu verantworten hatten. Erfolg heißt, das Schiff unversehrt mit seiner Fracht in den Hafen zu bringen. Alles andere wäre eine Katastrophe. Dazwischen gibt es nichts. Dieses andere ist das *Scheitern* der Schiffsmission. Dieses Wort steht für „nicht zum Ziel gelangen“. Es hat seine Wurzeln aus „zu scheitern werden“, Schiffbruch erleiden. Zu jener Zeit waren es Holzschiffe, die bei Schiffbruch in einzelne Stücke, in Scheite, zerbrachen. So ein Schiffbruch war nicht mehr rückgängig zu machen. Es bedeutete das Aus für Schiff und Ladung. Insofern gab es nur ein Entweder – Oder. Dazwischen nichts.

Manchmal sagen wir „shit“, wenn uns etwas nicht gelungen ist. Alternativ hört es sich des Öfteren auch deftiger an und wir verwenden den Ausdruck „Scheiße“, was mit dem, was wir sagen und vielleicht auch meinen, nur indirekt damit zu tun hat. „Scheitern“ leitet sich vom altgermanischen „schit“ ab und bezeichnet ein gespaltenes Holzstück, wörtlich „das Gespaltene“ oder das „Abgetrennte“.

Was gespalten oder abgetrennt ist, ist schwer oder gar nicht mehr zusammzusetzen. Es ist unwiderruflich. Das prägte natürlich auch unser Alltagsverständnis über das Scheitern: Entweder du bist erfolgreich oder gescheitert. Entweder du bist Gewinner oder Verlierer. Das gesamte Lebensspiel folgte diesem Muster. Das Erfolgreich-Sein bescherte einem ein positiv, handfestes Ergebnis, denn es bestätigte das gewünschte Ziel. Anders das Scheitern: ungewollt, verlustreich, beschämend, unmännlich. Das erklärt, warum der Erfolg bis heute eine Lobby hat und über ihn viel geschrieben wurde. Misserfolge dagegen waren der Worte nicht wert und man versteckte sie. Die deutsche Siegermentalität tat ihr Übriges, so dass es nicht verwundert, dass noch vor gut zehn Jahren mehr Artikel und Bücher über den Erfolg und nicht über das Scheitern geschrieben wurden. Das sollte sich ändern. Was der Hintergrund dafür war, ist schwer auszumachen. Alles spricht dafür, dass der Paradigmenwechsel seinen Anfang im Management nahm. Die produktiven Elemente des Scheiterns wurden zunehmend für die Wirtschaft erkannt,

weil in ihnen eine Innovationskraft steckt, ähnlich wie bei Mutationen als Kreativitätspotenzial bei der Bildung neuer Arten in der biotischen Evolution. Die Wirtschaftswissenschaften nahmen sich dieser Problematik im Rahmen des Qualitätsmanagements an. Die Philosophien der Fehlerkultur und des Kaizen etablierten sich in den Unternehmen. Andere Bereiche zogen nach: Wissenschaft und Schule. Im privaten Leben begann man auch zunehmend über dieses Potenzial nachzudenken.

Es wurde auf einmal interessant, über das Scheitern zu schreiben. Artikel und Bücher über das Scheitern sind heute keine Seltenheit mehr. Romane und Fachbücher, Aufsätze, Artikel – literarisch, psychologisch, soziologisch – unternehmerisch, beruflich oder privat – aktuell oder historisch – religiös oder spirituell – rauf und runter. Vorträge von Motivationstrainern oder über Scheitern-Erlebnisse und -erfahrungen können gebucht werden. Für jeden ist etwas dabei, der über das Scheitern etwas lesen, hören und lernen will. Für die Zeitung „Der Freitag“ ist „Scheitern der neue Sex“ (Ausgabe 3513 v. 29.8. 2013).

Das Scheitern scheint nicht nur die Tabu-Zone aufgebrochen zu haben, sondern mit ihr löste sich auch immer mehr die kontradiktorische Gegenüberstellung von Scheitern und Erfolg auf. Nur die es betraf, die Gescheiterten und vom Scheitern Bedrohte, blieben lange Zeit im Dunkeln, weil sie Gefahr liefen, stigmatisiert zu werden. Gescheitert wurde mit vorgehaltener Hand. Und darüber geschrieben, erzählt erst recht nicht. Das ist heute vorbei.

Die Philosophie behandelt dieses Thema nach wie vor etwas stiefmütterlich. Psychologie und Soziologie scheinen im Denken über das Scheitern weiter zu sein. Mit Karl Jaspers jedoch (1883 – 1963) als Vertreter der Existenzphilosophie hat das Scheitern einen Denkplatz gefunden. Für ihn ist das Scheitern eine existenzielle Grunderfahrung und spricht ihm eine positive Lebens- und Haltungsfunktion zu. Das Erleben von Grenzsituationen, wie „Arbeit, Alter, Krankheit und Tod“ (Einführung in die Philosophie, Beck Verlag, München 1971, S. 19) macht uns deutlich, dass wir leben. Für Jaspers führt das Scheitern zu den Wurzeln des Mensch-Seins. Grenzsituationen zeigen auf, „Wie er (der Mensch – Verf.) sein Scheitern erfährt, das begründet, wozu der Mensch wird.“ (a.a.O., S. 20)

Der Umgang mit Grenzsituationen ist offensichtlich für unser Leben wichtig. Ähnlich sieht es auch Arthur Schopenhauer (1788 – 1860), der auf den Wert des Krankseins aufmerksam macht. Reinhold Messner gibt in seinem Buch „Berge versetzen“, BLV, München) dem Scheitern seinen positiven Wert. Management und Leben kennen nicht nur den Erfolg. Das Scheitern findet heute genauso seine Beachtung und Anerkennung als Wert des Lebens wie lange Zeit der Erfolg selbst.

Die positive Bewertung des Scheiterns hat viele Ausdrucksweisen gefunden. Ein davorgesetztes Adjektiv soll dieses Scheitern als ein anderes Scheitern deutlich machen. Es ist die Rede von: klugem, erfolgreichem, gescheitem, positivem, richtigem Scheitern. Scheitern wird in den Stand einer Kunst gehoben (vgl. St. Kara u. C. Wüstenhagen, Zeit Online v. 11. 6. 2013). Matthias Junge teilt das Scheitern in ein graduelles und absolutes ein. (vgl. M. Junge und G. Lechner, Hrsg., VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2004, S. 17) Wieder andere sehen diesen Hype eher kritisch, weil das Scheitern geschönt wird und ihm das genommen wird, was es wirklich ist. Darüber mag man streiten. Eine Gegenüberstellung von Scheitern und Erfolg als sich ausschließende Gegensätze hilft ebenso wenig wie das Scheitern groß zu reden, was an die Grenze des Bagatellisierens und Beschwichtigens geht.

Der für das Scheitern eingeleitete Paradigmenwechsel hat dem Scheitern den Platz gegeben, den es für unser Leben braucht. Es steht dem Erfolg nicht mehr schlechthin gegensätzlich, sondern *widersprüchlich* gegenüber. Scheitern und Erfolg sind zwei Eigenschaften ein und desselben menschlichen Handelns, zwei Seiten eines sich ergänzenden Ganzen. Sie stehen in einem *dialektischen Widerspruch*, weil sie dessen jeweilige Seiten in sich tragen: Im Scheitern steckt der Erfolg, im Erfolg das Scheitern. Sie tragen in sich sowohl einen Bezug des dialektischen Seins und der Entwicklung.

Bei allem, was über das Scheitern geschrieben wurde, ist eine Lücke zu schließen: die Beschreibung des Scheiterns aus dialektisch-widersprüchlicher Sicht, die in bisherigen Diskursen über das Scheitern oder über dessen Verhältnis zum Erfolg wenig oder nur indirekt reflektiert wurde. Ich stimme jenen zu, die klar zwischen Scheitern und Versagen unterscheiden. Schon allein das rechtfertigt die Beschreibung des Scheiterns in seiner Dialektik zu sich und zum Erfolg. Das Versagen, was das Wort schon in seiner Bezeichnung ausmacht, ist ein Sich-Selbst-Versagen. Ein Versager ist jemand, der sich dem positiven, konstruktiven Scheitern versagt. Er ist der „schlecht“ Gescheiterte. Es geht hier nicht um ein technisches Versagen eines Verfahrens, Gerätes oder einer Maschine. Versagen bringt ein Scheitern mit hoher negativer Emotionalität zum Ausdruck. Das erklärt, worum in unserem Alltagsverständnis das Scheitern auf die Stufe des Versagens hebt und damit das Scheitern mit Versagen gleichgesetzt bzw. es als Versagen ausgemacht wird. Eine gedankliche und begriffliche Trennung ist wichtig, um dem Scheitern den Platz einzuräumen, die eine dialektische Sicht auf das Scheitern und dessen Beziehung zum Erfolg möglich macht.

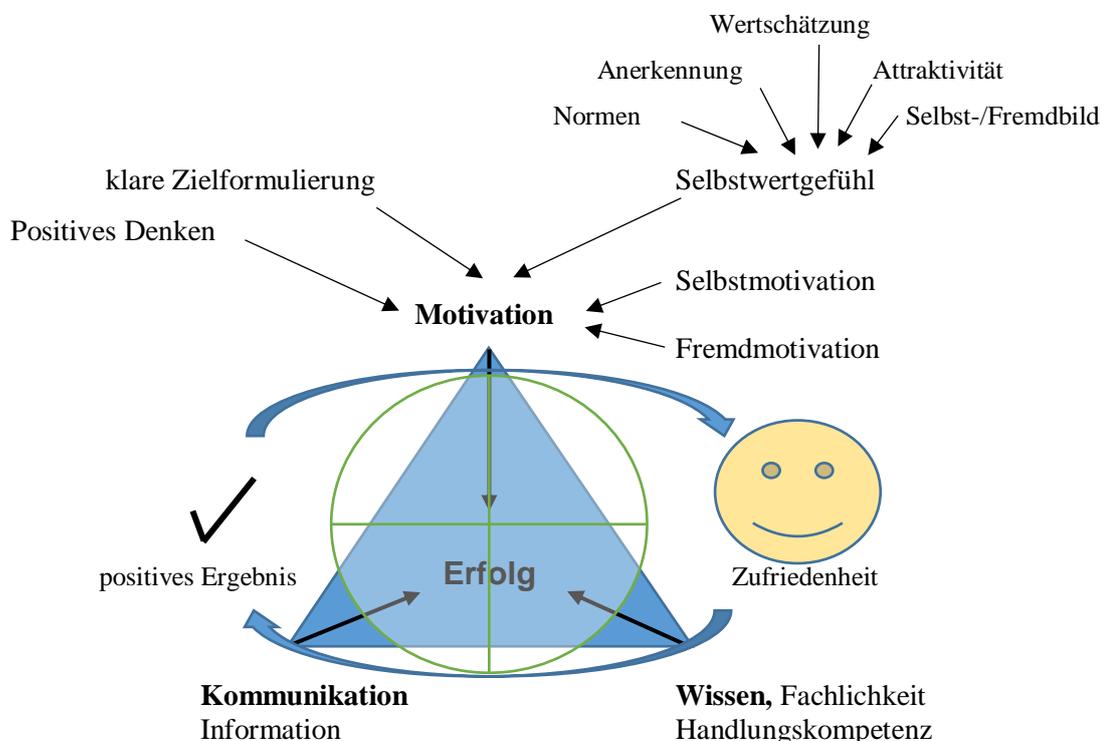
Um den Erfolg nicht gänzlich in die Ecke zu stellen und stiefmütterlich zu behandeln, soll ihm natürlich auch der Platz gegeben werden, der ihm, wie es die folgenden Kapitel deutlich machen

werden, gebührt. Erfolg steht einerseits im Sinne von „erfolgen“; ein Ereignis folgt dem anderen. Jedes Tun oder Handeln ist Teil einer Folge. Es ist Voraussetzung und Ergebnis zugleich. Insofern gibt es immer Erfolg, weil der Erfolg das Ergebnis eines Folgens ist. Dieser Erfolg hat schlechthin keine Bedeutung, versteht sich wertneutral, fern eines moralischen Urteils. Ein Erfolg ist beendet, wenn dem Tun (Handeln) kein weiteres (er)folgt. Das Ende dieses Erfolges ist der Tod des Handelnden.

Erfolg ist in seiner Bedeutung ein anderer, wenn das Tun gewollt mit einer Absicht verbunden ist; der Absicht eines gewollten Zieles, eines Nutzens, eines Vorteils. Fällt die Vorstellung über das zu Erreichende mit der Realität, also mit dem Erreichten überein, dann sprechen wir von einem Erfolg. Der Erfolg ist hier das Ergebnis einer Übereinstimmung zwischen einer Zielsetzung und dem erreichten Ziel.

Hier möchte ich ein Erfolgsdreieck vorstellen. Dieses Erfolgsdreieck bildet nicht die Bestimmung eines Erfolges ab, sondern zeigt die einzelnen Determinationsfaktoren bzw. Wirkmechanismen auf, die den Erfolg beeinflussen. Es bringt zugleich die Dynamik, die mit dem Erfolg verknüpft ist, wie Erfolg generiert werden kann, zum Ausdruck.

Nachfolgend wird zur Erleichterung des Verständnisses begleitend eine Strukturbild gezeichnet.



Dieses Dreieck verfügt über drei Standbeine, die jeweils für Erfolgskompetenzen stehen: fachlich-methodische Kompetenz, kurz das *Wissen*, die Fähigkeit zur *Kommunikation* und zum Austausch von Informationen und die *Motivation* bzw. das persönliche Engagement für etwas. Alle drei Säulen tragen zum entscheidenden Erfolg bei. Interessant sind Qualität und Ausprägung dieser Kompetenzen sowie deren Beziehung zueinander. Wir wissen um die wechselseitige Abhängigkeit dieser drei Erfolgsgrößen. Jeder weiß aus Erfahrung oder kann es zumindest gedanklich nachvollziehen, wie sie sich gegenseitig beeinflussen. Fehlt das Wissen, leidet darunter die Motivation zum Handeln. Fehlt das Engagement, leidet darunter die Kommunikation. Fehlende Information und Kommunikation ist dem Wissenszuwachs eher hinderlich als förderlich. Ist die Motivation unzureichend, wirkt sich dies ebenso ungünstig auf die anderen beiden Erfolgsstandbeine aus.

Verleihen wir dem Qualitätsmaß der einzelnen Erfolgssäulen Noten, so könnte man hierfür eine Durchschnittsnote ermitteln. Doch was ist, wenn ein Standbein dieses Dreiecks wesentlich unter dem Niveau der anderen liegt? Jedes arithmetische Mittel versagt, weil hier das Alles-oder-Nichts-Prinzip gilt. Fehlt die Motivation, nützt das beste Wissen nichts. Fehlt das Wissen, wie ist dann jemand zum Handeln zu motivieren. Und wenn der Informations- und Kommunikationsaustausch versagt – und in den meisten Fällen hapert es an diesem Standbein –, leiden sowohl Motivation als auch Wissen darunter. Die Folge ist, das Erfolgsdreieck bricht in sich komplett zusammen. Deshalb kann die Ausrichtung nur sein, die Erfolgssäulen halbwegs zu sichern und keine von ihnen total zu vernachlässigen. Ausgewogene Balance der drei Kompetenzen ist angesagt.

Was beeinflusst die Motivation? Es ist zwischen Selbst- und Fremdmotivation zu unterscheiden. Beide Formen sind präsent. Doch welche ist für den Erfolg besonders wichtig? Es ist nicht die Fremdmotivation. Extrinsische Motivationen sind außerhalb des Menschen angelegt. Das Wohlbefinden, das Engagement stehen in Abhängigkeit von Einflussfaktoren, die sich außerhalb des Menschen befinden. Die Stimmung eines anderen Menschen oder der fehlende Sonnenschein oder das Regenwetter oder die Launen des Chefs oder das Nichtfunktionieren der Kaffeemaschine sind Auslöser und nicht selten der vermeintliche Grund für entstandene Launen, die das Verhalten negativ beeinflussen. Hier wird der Erfolg in starkem Maße von äußerlichen Gegebenheiten abhängig gemacht. Da äußere Umstände Zugriff auf den Erfolg haben, habe ich ihn nicht vollends in meiner Hand. Mein Erfolg ist eher fremd- als selbstbestimmt.

Anders verhält es bei jenen Menschen, bei denen die Selbstmotivation gegenüber der Fremdmotivation überwiegt. Deren Engagement rekrutiert sich aus inneren, aus dem Menschen

selbst tragenden Werten. Zu ihnen gehören Neugierde, Identifikation mit der Aufgabe, die Lust, der Spaß an der Arbeit oder ein selbstgestecktes Ziel. Hier haben wir die Geschicke unseres Handelns selbst in der Hand und können über die Selbstmotivation den Erfolg direkt beeinflussen. Deshalb kann es nur das Ziel sein, in der Motivation den Selbstmotivationsanteil so groß wie möglich aufzubauen.

Ein weiterer wichtiger Einflussfaktor auf die Motivation und damit auf den Erfolg ist das Selbstwertgefühl, das wiederum durch Normen, Anerkennung, Wertschätzung, Attraktivität und das Verhältnis zwischen Selbstbild und Fremdbild beeinflusst wird. Das Ausüben einer persönlichen Anziehungskraft (Attraktivität) auf andere Menschen sieht jeder von uns als wohlthuend an. Wer will nicht von anderen Menschen geschätzt, geachtet oder gar geliebt werden. Es tut unserem Ego einfach gut und motiviert zum Handeln. Das gleiche gilt auch für Anerkennung und Wertschätzung. Wertschätzung ist die Anerkennung für mein Sein, für meine Persönlichkeit, für mich als Mensch. Dagegen ist die Anerkennung in Gestalt von Lob und Kritik eine auf Verhalten oder Leistung bezogene Wertschätzung oder Geringschätzung. Ein Mensch wird gelobt für eine erbrachte oder kritisiert für eine unzureichende Leistung. Diese Unterscheidung ist wichtig, da Menschen kritisiert und dennoch gewertschätzt werden ebenso wie Menschen ein Lob und Geringschätzung erfahren können. Anerkennungen (Lob, Kritik) beziehen sich auf Verhalten bzw. Leistung. Wertschätzung (Geringschätzung) hat ihren Bezug zum Menschen als Ganzes. Sie bezieht sich auf die Persönlichkeit.

Das Einhalten oder Verletzen von Normen als Regularien des zwischenmenschlichen Miteinanders hat ebenfalls Einfluss auf das Selbstwertgefühl. Deren Verletzungen können in Folge mehr oder weniger den Selbstwert schmälern, weil der Mensch zu Konformität neigt und jedes Verhalten außerhalb von ihr viel Kraft und Durchstehvermögen kostet.

Das Zusammengehen von Selbstbild – das Bild, das ich selbst von mir habe – und Fremdbild – das Bild, was andere über mich haben, spielt ebenso für die Motivation und damit für den Erfolg eine wichtige Rolle. Das Erzielen einer weitest gehenden Übereinstimmung trägt zum Erfolg für den Menschen bei.

Weitere motivations- und erfolgstragende Faktoren sind klare, eindeutige Zielformulierungen und das positive Denken. Vage Zieldarstellungen, fehlende Zielvorgaben oder diffuse Anweisungen sind keineswegs für die Motivation und damit für den Erfolg förderlich. Gute Zielformulierungen zeichnen sich darin aus, dass sie konkret, messbar, begründbar, nachvollziehbar und erreichbar sind. Zu allem trägt das Positive Denken ebenfalls zum Erfolg bei. Warum? Unser Denken ist immer positiv. Es kann nicht Nichts gedacht werden. Unser Denken hat

stets einen Inhalt. Selbst eine gedachte Leere füllt unser Denken mit dem Gedanken der Leere, was es auch sein mag. Wie lässt sich bei Aufforderung *keine* graue Maus mit roten Punkten denken? Es geht nicht. Sie geistert als Gedankenbild in unserem Kopf. Zugleich haben wir die menschliche Fähigkeit, die Dinge so oder so, positiv oder negativ, nützlich oder schädlich, vorteilhaft oder nachteilig zu denken; aber eben *nur* zu denken. Nicht in den Dingen selbst finden wir diese Eigenschaften. Das Wetter ist nur deshalb gut oder schlecht, weil wir es als solches entsprechend unserem Gebrauch beurteilen. Es ist unsere in das Wetter hineingelegte Bewertung. Das Wetter wie auch viele Dinge, Umstände, Personen usw. sind weder gut noch schlecht, nützlich oder schädlich. Sie sind wie sie sind. Das Wetter ist, wie es ist. Die beiden wichtigsten Prämissen für das positive Denken sind: Erstens. Die „Dinge“ (Umstände, Situationen, Menschen) sind so, wie sie sind. Zweitens. Der Mensch hat die Fähigkeit, die „Dinge“ unterschiedlich (positiv – negativ, vorteilhaft – nachteilig usw.) zu beurteilen. Es ist seine Entscheidung, ob ihm das halb volle Glas wichtiger ist als das halb leere Glas. Es ändert sich nichts an der Tatsache, dass das Glas zur Hälfte mit Wasser gefüllt ist. Doch die Perspektive auf das Glas kann so oder so ausfallen, weil der Mensch die Fähigkeit, die „Dinge“ so, aber auch so zu betrachten.

In den methodischen Schritten bedeutet das im Schritt 1: Akzeptanz des Gegebenen (Positiven), im Schritt 2: Erkennen und Bewusstwerden des für den Menschen Positiven (Nützlichen) *und* Negativen (Schädlichen) durch eine gegenüberstellende Auflistung. Im Schritt 3: gedankliche Konzentration auf die Seite der positiven Merkmale und mit Schritt 4: Heranziehen dieser Merkmale für weiteres Denken, Entscheiden und Handeln.

Es ist unser Herzenswunsch, dass unser Erfolgsdreieck auf Dauer *funktioniert*. Doch wie lässt sich der Erfolgsmotor in Gang halten? Ein positives Arbeitsergebnis sehen wir als eine gelungene Handlung an, beschert uns positive Gefühle und macht uns zufrieden. Diese Zufriedenheit tragen wir in den nächsten Tag hinein. Sie ist die (nicht hinreichende) Bedingung, uns auf den Erfolgskurs des neuen Tages zu begeben. Das Verhältnis zwischen positivem Arbeitsergebnis und Wohlbefinden und dieses Wohlbefinden, das zum positiven Ausgangspunkt für ein zu erwartendes positives Arbeitsergebnis wird, ist der Rahmen für den Erfolg, der wie ein Schwungrad wirkt.

Nun ist, wie wir selbst aus eigener Erfahrung wissen, der Erfolg nicht tagtäglich und schon gar nicht stündlich präsent. Neben unseren Erfolgen werden wir gleichzeitig mit Fehlern, Pannen, Misserfolgen, Niederlagen und auch mit Scheitern konfrontiert. Keiner will behaupten, dass er durchgängig Erfolge zu verzeichnen hat. Das Schwungrad gerät ins Schlingern. Das

Erfolgsdreieck droht zusammenzubrechen. Es wäre vermessen, alles daran setzen zu wollen und zu können, das Schwungrad dauerhaft auf Erfolgskurs zu halten. Ein derartiges Ziel ist unrealistisch, sogar gefährlich für unser Seelenheil, weil es uns psychosomatisch unter Druck setzt. Die Aufgabe kann also nicht sein, das Schwungrad in erfolgsorientierter Höchstform zu halten. Die sinnbringende Frage ist: Was kann getan werden, um das Rad des Erfolges, das ins Stocken geraten ist, wieder in die Gänge zu bringen? Und in Ergänzung gefragt: Welche der beiden Seiten sollte den ersten Anstoß erhalten, damit die Dynamik der Wechselbeziehung der beiden Seiten wiederhergestellt ist? Soll der Arbeitserfolg wieder die Zufriedenheit erzeugen oder soll der Anfang bei der Zufriedenheit, der Lust auf Arbeit gemacht werden, die uns den Handlungserfolg beschert?

Sicherlich wird aus persönlicher Erfahrung der eine für sich sagen: Ich brauche den Arbeitserfolg, um zufrieden zu sein – ganz nach dem Motto „Erst die Arbeit – dann das Vergnügen“. Ein anderer wiederum wünscht sich erst eine Pause der Entspannung, des Sammels oder des Ablenkens, damit sich eine innere Zufriedenheit und mit ihr Lust zum Neuanfang oder zur Fortsetzung des Projektes einstellt, nachdem es eine Zeit nicht so gut voranging. Wer an welcher Seite das Rad des Erfolges wieder in Gang setzt, hat viel mit seinem Persönlichkeitstyp und den Erfolgserfahrungen zu tun. Sachorientierte Menschen neigen dazu, erst das Werk wieder in Gang zu setzen, um sich über den Erfolg zu freuen; beziehungsorientierte Menschen vertrauen sich zuerst dem Wohlbefinden an, um über sie zum Erfolg zu gelangen. Im Grunde ist es egal, wer wo sein Erfolgsrad wieder in Schwung bringt. Wichtig ist, *dass* es wieder in die Gänge kommt.

Da es also unterschiedliche Typen von Menschen gibt, von welcher Seite sie das Rad in Bewegung setzen, ist es wichtig, dass sie miteinander kommunizieren und sich gegenseitig ihre unterschiedlichen Herangehensweisen auf dem Weg zum Erfolg mitteilen. Wird es versäumt, gerät die Kommunikation ins Schlingern. Das Scheitern ist vorprogrammiert. Ob es ein schlechtes oder gutes Scheitern wird, liegt in den Händen jener, die den Erfolg auf unterschiedlichen Wegen suchen.

Wenn dir der Alltag arm erscheint, klage ihn nicht an – klage dich an, dass du nicht stark genug bist, seine Reichtümer zu rufen, denn für den Schaffenden gibt es keine Armut.

Rainer Maria Rilke (1875 – 1926)

### **Philosophieren für den Alltag · Brauchen wir das?**

Der Alltag ist so banal, so gegenwärtig, so unmittelbar erfahrbar, dass die Frage, lebst du noch oder philosophierst du schon, eher eigenartig erscheint. Jeder kennt das Wort „Philosophieren“; und es wird sehr schnell abgelegt, weil es oft, so meine Erfahrung, *über* das Leben und das Alltägliche gestellt wird.

2015/16 war ich in meiner Heimatstadt mit anderen Philosophie-Interessierten, die regelmäßig meine kleinen Veranstaltungs-Events (Philosophisches Café und Philosophischer Salon) besuchten, damit beschäftigt, die ersten Rostocker Philosophischen Tage zum Thema „Was ist ein gutes Leben? – Wie bitte geht das?“ vorzubereiten. Eines der Hauptziele dieser Tage war es, das Philosophieren aus der Universität auf die Straße zu holen und die Lust und Freude am Philosophieren bei den Bürgerinnen und Bürgern der Stadt und dessen Umgebung zu wecken. Neben den vielen guten Erfahrungen, was uns dazu ermunterte, auch über die zweiten Rostocker Philosophischen Tage nachzudenken, war zugleich ernüchternd, dass uns Meinungen begegneten, die entweder mit dem Philosophieren wenig anzufangen wussten oder zum Ausdruck brachten, dass Philosophie eine Wissenschaft sei und in die Universität gehöre.

Das zu erfahren, war für mich schmerzlich und ich musste dieser Tatsache schonungslos in die Augen sehen. Auf alle Fälle war das ein wichtiger, nicht wegzuleugnender Fakt, den ich zur Kenntnis zu nehmen hatte. Das erinnerte mich an die von Immanuel Kant berühmte Schrift „Was ist Aufklärung?“, die, so nun meine gemachte Erfahrung, bis heute nichts an Bedeutung eingebüßt hat. Mehr noch.

Die Philosophie und das Philosophieren auf die Straße an die Bürgerinnen und Bürger zu bringen heißt für mich, das Philosophische im alltäglichen Leben erkennbar zu machen und den Wert des Philosophierens für den Lebensalltag in das Alltagsdenken hineinzutragen. In unserem Alltag ist derart viel Philosophisches präsent, dass es selbst von uns gar nicht mit Philosophie in Verbindung gebracht wird. Heißt das, wir brauchen die Philosophie in unserem Lebensalltag? *Die* Philosophie vielleicht nicht – das Philosophieren schon. Genau genommen, machen wir es schon, ohne es zu wissen und zu wollen. Unser Denken ist „philosophischer“ als wir glauben; unser Alltag ist „philosophischer“ als wir es erahnen. Was uns fehlt, ist das bewusste

Herstellen einer Verbindung zwischen Alltag und unserem natürlichen Vermögen, philosophisch zu denken und zu handeln. Das Philosophieren beginnt schon morgens vor dem Spiegel stehend und sich fragend: Wie sehe ich aus? Was erwartet mich am heutigen Tag? Was will ich heute erledigen? Oder Muss ich mich heute wieder über meinen Chef ärgern? Und das hört erst am Abend, zumindest für den heutigen Tag auf, wenn der gewesene Tag beurteilt wird, ob es ein guter oder schlechter Tag war.

Wie kommt nun der Alltag unseres Lebens mit dem Philosophieren zusammen? Was ist „Philosophieren“? Was ist die Brücke zwischen beidem?

Schon sehr früh, bevor die Philosophie vor über 2.500 Jahren als eine Denkkunst zur Erklärung unserer Lebenswelt entstand, haben Menschen sich Gedanken gemacht über ihre Lebensweise, über ihr Zusammenleben, über die Geschehnisse und deren Ursachen in der Welt. Sie schauten sich mit ihren Denkmöglichkeiten und Erfahrungen ihre Welt an, in der sie lebten und die sie erlebten. Die Sammlung an Erfahrungen über sich selbst, über das zwischenmenschliche Leben, über die Natur im Allgemeinen und deren Kräfte im Besonderen, über das Nutzen von vom Menschen hergestellten Werkzeuge – all‘ das vereinigte sich in einer Anschauung über die Welt. „Weltanschauung“ versteht sich als die Gesamtheit an Erfahrungen, Wissen, menschlichen Werten, Vorstellungen und Sichtweisen über den Menschen als einzelnes, natürliches Wesen, über dessen Leben in der Gruppe, in der Gesellschaft, über die Natur, über seine Werkzeuge (Techniken), über seine Welt schlechthin. Weltanschauungen entstehen in der Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt; sie nähren Lebensweisen bzw. Lebensstile, die wiederum Einfluss haben auf das menschliche Denken und Verhalten.

Da es selbst in unserem Land von diesen viele gibt, wird deutlich, dass es auch viele Weltanschauungen gibt. Obwohl sie sehr individuell ausfallen, werden sie vielfach von Menschengruppen getragen, was in Religionsgemeinschaften deutlich erkennbar ist. Auch heidnisches Denken und Handeln zur vorchristlichen Zeit mit der Viel-Götter-Kultur oder selbst der Atheist ist von einer Weltanschauung beseelt. Jeder Mensch trägt eine und seine Weltanschauung, ob er sich dessen bewusst ist oder nicht. Sie ist immer das Produkt einer ihm angediehenen Erziehung und selbst gemachter Erfahrungen. Die Weltanschauung wächst und wird „erwachsen“ mit dem Leben; sie wird zum Kompass für die Lebensgestaltung, für das Alltägliche, das der Mensch zu meistern hat.

Wenn wir hier vom „Philosophieren“ sprechen, so geht es darum, unserer Weltanschauung, die wir in uns tragen, mehr „Professionalität“ zu geben. Das bedeutet, der Weltanschauung eine gewisse Ordnung (Struktur) zu verleihen und ihr mit dem Philosophieren ein „Werkzeug“

in die Hand zu geben, das uns mehr als je zuvor solide Begründungen und ein Weiterentwickeln der persönlichen *Anschauung über die Welt* – über die Menschen, über die Natur, über die Technik, über das Übersinnliche, Geistige – erlaubt.

*Philosophieren* ist so etwas wie eine „Denkkunst“, eine besondere Art und Weise die „Welt“ verstehen zu wollen. Philosophieren ist ein Mittel, sich selbst als Mensch, die Gesellschaft mit ihrer Technik, die Natur und das Universum besser begreifen zu können. Es geht um Staunen und Fragen, Deuten und Verstehen - um das, was um uns herum geschieht, um das richtige Stellen von Fragen, um das Suchen und Geben von Antworten, die uns helfen, mit unserem Leben und den Geschehnissen unserer Wirklichkeit besser zurechtzukommen, ohne die absolute Wahrheit verkünden zu wollen oder je erreichen zu können.

Unter dieser Maßgabe brauchen wir doch das Philosophieren in Form eines *gelernten* Denkens und Handelns über die Dinge unseres Lebens. Wir heben mit dem Philosophieren das Weltanschauliche in unserem Denken und Handeln auf eine Stufe, die uns erlaubt, den Alltag unseres Lebens gezielter zu hinterfragen, um Antworten zu finden, die uns zufriedener machen. Insofern setzen wir unserem in uns verfügbaren natürlichen Potenzial des Philosophierens im Alltag die Krone des zusätzlich erlernbaren Philosophierens für den Alltag auf.

Philosophie kann man an Hochschulen und Universitäten studieren, entweder als Lehramt oder als Zweitfach mit einem anderen Studium. Ungeachtet dessen, dass nicht alle Studierenden weder Philosophie studieren wollen noch können und die meisten von uns, andere berufliche Interessen haben, bin ich der Auffassung, dass man nicht studierte/r Philosoph/in sein muss, um unserer Welt, der Gesellschaft oder dem eigenen Leben philosophisch zu begegnen. Selbst Kinder philosophieren mehr als wir glauben. Zugleich bin ich der Meinung, um unsere Welt mit dem eigenen Ich, den Menschen und der Gesellschaft mit ihrer Kunst und Kultur, in Gestalt von Natur und Technik und nicht zu vergessen unser faszinierendes Universum, besser zu verstehen, dass es sehr wohl gut ist, wie in Goethes „Faust“ mehr oder weniger zu wissen, was die Welt im Innersten zusammenhält. Dafür kann ein Mindestmaß an „Denk-(Hand)werkzeug“ sehr hilfreich sein. Die Neugierde des Menschen, auf Unbekanntes, auf Fremdes eine Antwort zu finden, scheint seiner in ihm wohnenden kreativen Natur zu entspringen.

Worauf es vor allem ankommt ist, sich offen, neugierig, fragend und staunend auf die Ereignisse des Lebens einzulassen und sich kritisch mit den „Dingen“ unserer Welt auseinanderzusetzen. Das beginnt bereits mit den alltäglichen, persönlichen Belangen des Lebens oder mit dem, was in der Stadt oder in unserem Land geschieht.

Wir *philosophieren*, wenn wir uns Gedanken machen über persönliche Krisen, über Krankheit, Sterben und Tod. Wir *philosophieren* über den beruflichen Werdegang, über Fußballspielen, elegante Autos oder den Baum, der im Stadtbild verschwinden soll. Wir äußern uns über gesehene Filme und Theaterstücke oder Menschen, die anders sind als wir. Wir stoßen auf mit Lebensstilen verbundene Werte anderer Menschen, die uns Anlass geben, über das eigene Lebensmodell nachzudenken. Doch was und wie wir das tun, wie die Gedankengänge so zu ordnen sind, dass eine Antwort für ein gelingendes Leben möglich wird, ist der Beginn des Philosophierens. Es schafft die Orientierung, die wir für unser Denken und Handeln brauchen. Das macht Sinn.

Nun wird manche Leserin, der eine oder andere Leser fragen: Wie geht Philosophieren ganz praktisch? Welches Denk(Hand-)werkzeug braucht das Philosophieren? Diese Fragen zufriedenstellend zu beantworten, ist eine echte Herausforderung, die hier schwer zu meistern ist. Und dennoch möchte ich hier eine Erklärung versuchen.

Jede Wissenschaft verfügt über Methoden, Techniken, Verfahren. Sie sind die Arbeits- und Denkmittel, wenn auch oft unterschiedlicher Art, um entsprechend des Gegenstandes der Wissenschaften zu neuen Erkenntnissen zu gelangen oder bisheriges Wissen in Frage zu stellen.

Das gilt auch für die Philosophie, die Denkwerkzeuge des Philosophierens vereinigt. Sie verfolgen das gleiche Ziel: Wissen zu generieren. Das Besondere bei ihr ist z. B., dass das Fragen generell einen wichtigen Platz bei der Erkenntnisgewinnung einnimmt. Zugleich hat das Philosophieren nicht den Anspruch wie viele andere Wissenschaften, eine „wahrhaftige“ Antwort zu finden. Die Suche nach Wahrheit ist der Philosophie ebenso nicht fremd, wie es uns deren Wortbedeutung vermittelt. Anders ist hier, dass das Philosophieren von einer weltanschaulich-philosophischen Grundannahme verbunden ist. Dazu gehören u. a. die Fragen nach der Existenzweise und der Erkennbarkeit unserer Welt. Je nachdem wie diese Fragen beantwortet werden, können während des Philosophierens zu einem und demselben Gegenstand unterschiedliche, selbst gegensätzliche Antworten entstehen, die in der jeweiligen „Logik“ (Ableitung) des Gedankens als gerechtfertigt, plausibel anzusehen sind.

Die und das Fragen beim Philosophieren sind ganz anderer Natur. Immanuel Kant und viele andere Philosophen vor und nach ihm haben es uns vorgemacht: Kant fragt: **Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was kann ich hoffen? Was ist der Mensch?** Diese Fragen zeigen offensichtlich, dass diese von so *grundsätzlicher* Natur sind, die den Menschen im Ganzen seines Lebens berühren. Sie zeigen nicht nur den Kern, was das Philosophieren ausmacht, sie zeigen auch, womit sich der Mensch beim Philosophieren beschäftigt. Es geht in erster Linie um

den Menschen selbst, um die Möglichkeiten seines Denkens und Handelns. Der Mensch ist bei allen philosophischen Betrachtungen stets Ausgangs- und Endpunkt. Es geht immer um sein Selbstverständnis, um sein Bild über sich selbst und um sein Verhältnis, seinen Platz in der großen Welt, in und mit der er lebt.

Interessant ist, dass das Philosophieren sehr oft mit der Frage beginnt: „Was ist ...?“, wie Kant es uns vormacht. Es geht weniger um das Fragen nach dem „Warum“, das viel mehr von den Natur- Technik- oder andere Wissenschaften angewandt wird. Auch das „Wie“ bleibt als Fragewort eher im Hintergrund philosophischer Antwortfindung.

Das Philosophieren beginnt vielerorts damit, bevor das „Philosophieren“ beginnt, obwohl es bereits zum Philosophieren dazugehört, zu klären, was *was* ist. Es geht darum, in Erfahrung zu bringen, zu wissen, zu verstehen, was es ist, worüber zu reden ist. Es wird anfänglich um einen gemeinsamen Wissens- bzw. Verständnisstandpunkt gerungen, auf dessen Grundlage weitere Überlegungen für einen Diskurs angestellt werden können. Nur wenn alle Gesprächspartner wissen, worüber geredet werden soll, und wie dies zu verstehen ist, wird sich herausstellen, ob alle Gesprächspartner von gleicher oder unterschiedlicher Auffassung sind, worüber diskutiert werden soll. Jedes Wissen über unterschiedliche Ausgangspunkte des Denkens hilft Missverständnisse zu vermeiden oder erlaubt das Nachfragen über das andere Verständnis und einen entsprechenden Umgang mit gleichen oder unterschiedlichen Gedanken.

Kant ist jener Philosoph der klassischen deutschen Philosophie, der das Fragen nach dem *Was* in das Philosophieren hineintrug, ohne alles bisherige Philosophieren auf einen ideengeschichtlichen Müllhaufen zu werfen.

Welches sind die Fragen, die Kant stellte? Was verbinden wir inhaltlich mit diesen Fragen, die uns beim Philosophieren Orientierung geben und uns deutlich machen, was Philosophieren im Kern heißen kann.

*Was kann ich wissen?* Die Frage ist unmittelbar verbunden mit der Frage nach der Quelle unseres Wissens. Doch was sind Quellen unseres Wissens? Die Grundlage vieler unserer Erkenntnisse sind unsere gemachten Erfahrungen und Sinneseindrücke. Wir nehmen oft unsere Gefühle als Quelle unseres Wissens und sehen sie als wahrhaftig an. Hiermit sprechen wir an, ob das, was wir gesehen, gespürt, gefühlt haben, auch der Wahrheit entspricht. Die Frage nach der Wahrheit unserer Beobachtungen, Wahrnehmungen und Erkenntnisse nimmt hier einen wichtigen Platz ein.

Immer wieder werden wir uns bewusst oder unbewusst fragen, ob das Wissen, über das wir verfügen, ausreichend ist, Entscheidungen für den Alltag oder das Leben von grundsätzlicher Natur (Beruf, Heirat, Kinder etc.) zu treffen. Die Qualität unseres Wissens entscheidet maßgeblich über die Qualität unserer Entscheidungen für unser Handeln.

Auf den Alltag und das Leben bezogen sind solche Fragen präsent: Reicht mein Wissen aus, um meine beruflichen Ziele zu erreichen? Helfen mir meine gemachten Erfahrungen, ein gutes Leben zu führen? Gibt es etwas, was mein Lernen, mein Wunsch nach mehr Wissen behindert oder begrenzt?

**Was soll ist tun?** Diese Frage ist an die Ethik als eine Teildisziplin der Philosophie geknüpft. Es geht um Werte als menschliche Grundeinstellungen und Einsichten, um Grundregeln und Verhaltensweisen menschlichen Zusammenlebens. Es geht nicht darum, im Leben Entscheidungen zu treffen, die das Leben tagtäglich abfordern, sondern es geht darum, nach Möglichkeit die *richtigen* Entscheidungen zu finden und umzusetzen, um herauszufinden, was zu tun ist. So kann in unserem Alltag ganz zwangsläufig die Frage entstehen: Darf ich auch bei Rot über die Ampel gehen? Muss ich meinen Eltern oder meinem Vorgesetzten folgen, was sie von mir erwarten? Was kann ich tun, damit ich mit meinem Leben zufriedener bin? Darf ich meinen schwerkranken Lebenspartner auch verlassen, wenn ich ihn nicht mehr liebe und die Bindung zu ihm verloren habe?

**Was kann ich hoffen?** Die Frage berührt das Verhältnis zwischen Wissen und Glaube. Auf was darf ich mich stützen – auf mein Wissen oder auf meinen Glauben oder auf beides? Sie sind zwei wichtige Quellen, die uns helfen, gut durch das Leben, durch unseren Alltag zu kommen. Es berührt zutiefst den Wunsch nach Sicherheit, aber auch nach Freiheit, die, beide sind Werte unseres Lebens, tagtäglich miteinander ringen. Mal tragen Wissen und Sicherheit und ein anderes Mal Glaube und Freiheit und wieder eine andere Wertekonstellation die Oberhand des Denkens und Handelns.

Wir werden durch unser Leben und unseren Alltag mit Fragen konfrontiert wie: Kann ich dennoch auf eine Genesung hoffen, wenn Ärzte mir wenig Aussicht geben? Gibt mir ein spätes Leben ausreichend Sicherheit? Was ist, wenn ich in Altersarmut abrutsche? Kann ich auf Gott vertrauen, dass ich von Schicksalsschlägen verschont bleibe?

**Was ist der Mensch?** Diese Frage ist die „Klammer“ aller drei vorangestellten Fragen. Sie nimmt all´ das auf, was letztlich den Menschen ausmacht. Bekommen wir gute Antworten auf die oben genannten Fragen, werden wir auch eine gute Antwort auf die vierte Frage finden.

Ungeachtet dessen sei diese Frage ergänzend kommentiert, weil für manche Leserin oder manchen Leser die Erklärung zu abstrakt erscheinen mag, vor allem dann, wenn dies nicht mit dem einen oder anderen Beispiel belegt werden kann. Wenn der Mensch über eine solide Entscheidungsfähigkeit verfügt, die auf ein solides, nachprüfbares Wissen begründet ist, so ist das eine gute Basis für das Handeln. Das beschert uns im Ergebnis vielfach den Erfolg. Kommt er immer wieder, ermöglicht das persönliche Entwicklung und Fortschritt für die Gesellschaft. Diese Überlegung lässt den Schluss zu, dass der Mensch ein solches Wesen ist, das in der Lage ist, seine Welt so zu sehen, die ihm hilft, sein Leben zu meistern, und das über viele, viele Generationen hinweg. Es macht aber nicht nur deutlich, dass der Mensch erfolgreich sein Leben gestalten kann, sondern dass er auch in der Lage ist, seine Umgebung zu seinem Vorteil, jedoch nicht immer zum Vorteil aller Kreaturen des natürlichen Lebens auf der Erde zu verändern. Perspektivisch können die vom Menschen eingeleiteten Umweltveränderungen zwar in kleinen Zeiträumen zu seinem Nutzen sein; langfristig doch eher zu seinem Nachteil, wenn er sich – nachhaltig gesehen – seiner eigenen Existenzgrundlage beraubt.

Die Frage, was ist der Mensch, stellt letztlich die Frage nach unserem Menschenbild, das wir über uns verfügen, als Mensch in unserem Universum, als Gesellschaft, als Gruppe (im Betrieb) und als einzelnes, menschliches Individuum. Es berührt die Stellung bzw. den Platz des Menschen in unserer Welt, sowohl auf der Erde und bezogen auf den Kosmos, was gerade dann von Bedeutung ist, wenn nicht nur wir, sondern auch noch andere vernunftbegabte wie nichtvernunftbestimmte Wesen dieses Universum bewohnen. Wir Menschen sind nicht allein auf dieser Erde. Pflanzen und Tiere sind ebenso Lebewesen wie der Mensch. Sie sind Teil unseres Daseins. Insofern ist in diesem Zusammenhang auch die Frage zu stellen: Welchen Platz nimmt der Mensch in dieser natürlichen Welt ein und welche Rolle spielt er bei der Herstellung und Anwendung von Technik im Umgang mit der Natur? Was berechtigt ihn, sich über alle anderen Kreaturen des Lebens zu stellen? Wie steht der Mensch zu sich selbst? Was denke ich über Menschen, die aus einer anderen, mir nicht alltäglichen Welt kommen und in meiner Lebenswelt einen Platz beanspruchen?

Ein weiteres nützliches Handwerkzeug ist in der menschlichen Kommunikation angesiedelt. Es berührt das Argumentieren. Unter Argumentieren wird das schlüssige (logische) Ableiten einer Behauptung verstanden, die zur Begründung dieser Behauptung führt, die solange Bestand hat, bis ein anderer diese Begründung widerlegt und eine neue, vielleicht bessere entwickelt, die diese neue Behauptung plausibler macht. Unser Denken bringt „von Natur aus“ eine Portion an Argumentationsfähigkeit mit. Wir haben es in unserem Leben gelernt, mehr

oder weniger „logisch“ zu denken. Doch wenn wir die besonderen Techniken des Argumentierens lernen wollen, wie das Schreiben und Rechnen in der Schule, so können wir, wenn wir das Argumentieren beherrschen, so manches Mal stichhaltigere Argumente hervorbringen, als mit unserem langläufigen, natürlichen Menschenverstand.

Ein solides Allgemeinwissen, menschliche Neugierde und Denkkreativität sind wichtige ergänzende Merkmale, die das Philosophieren im Alltag stark machen.

*Philosophieren* bedeutet fragen, hinterfragen, zweifeln an dem bisher Gedachten und steht für Staunen und Denken aus anderen Perspektiven des Alltags unseres Lebens.

*Philosophieren* hilft, die Logik des Denkens zu schärfen.

*Philosophieren* unterstützt das Argumentieren bei gedanklichen Beweisführungen und aufgestellten Behauptungen.

*Philosophieren* schafft Denkmuster und Denkweisen, die für andere, ähnliche Kant'sche Fragestellungen immer wieder angewandt werden können. Wir sprechen hier von einem Denkalgorithmus als wiederkehrende und nutzbare Denkabläufe, ohne dabei in Denk-Stereotype zu verfallen.

*Philosophieren* schärft unseren Blick für das scheinbar Alltägliche, das uns beim Philosophieren gar nicht so alltäglich gegenübertritt.

*Philosophieren* heißt fragen, *was* ist das, heißt, ein Verständnis über das Gefragte zu finden, worüber im Weiteren gesprochen werden soll.

*Philosophieren* befördert die Selbstreflexionsfähigkeit und festigt das persönliche Wertebild. Das Philosophieren im Alltag macht das Alltägliche zu einem persönlichen, außergewöhnlichen Denkmittelpunkt.

Während ich mich über mein Verständnis und den Sinn des Philosophierens geäußert habe, habe ich nicht den Anspruch verfolgt und auch nicht erklärt, was Philosophie selbst ist. Selbst in meiner damaligen Studienzeit gab es hierfür keine zufriedenstellende Antwort. Ja, sie ist als eine Wissenschaft zu bestimmen; sie folgt den Grundkriterien und Prinzipien des Wissenschaftlichen wie jede andere Wissenschaft auch. Bleiben wir bei der einfachen und ausreichenden Wortbedeutung – Phil – Liebe; Sophie – Weisheit – Philosophie als eine „Liebe zur Weisheit“. Mehr braucht das Philosophieren hier für uns nicht: Es ist die Liebe zum Fragen, Zweifeln und Antworten suchen, die uns die Liebe zu unserem Leben, zu unserem Alltag öffnet.

Mein Anliegen ist, zu verdeutlichen, wo und wie sich das Philosophische im Alltag zeigt und was uns hilft, den Alltag und das Leben gelingend zu leben. Zum Philosophieren gehört

auch die Klärung von Begriffen. Das bedeutet, Antwort zu geben, was unter „Alltag“ zu verstehen ist oder verstanden werden soll.

Es ist also zu fragen: Was ist Alltag? Was soll unter „Alltag“ verstanden werden?

Das ist insofern notwendig, weil mit der Bestimmung, was „Alltag“ aus philosophischer Sicht sein soll, Klarheit und mit ihr Abgrenzung erzeugt wird a) im Hinblick auf möglich andere „-tage“, in denen das Wort „Tag“ vorkommt und b) nicht auszuschließen ist, dass in einer anderen Wissenschaft, wie in der Psychologie oder Soziologie dieses Wort ebenfalls verwendet wird, jedoch einen anderen Inhalt und damit eine andere Bedeutung hat.

Womit wir es hier zu tun haben, sind unterschiedliche sprachliche Ebenen, die für ein gutes Philosophieren nicht bedeutungslos sind. Wir sprechen von semantischen Ebenen: Objektebene, Begriffsebene, Zeichenebene, deren richtige Anwendung für das Philosophieren von unschätzbarem Wert ist, weil mit ihr ein korrekter philosophischer Sprachgebrauch möglich wurde.

Unter einer *Objektebene* werden alle „Dinge“ verstanden – Produkte und Erscheinungen des menschlichen Bewusstseins (das Ideelle) genauso wie die vielen, vielen Gegebenheiten, die außerhalb des menschlichen Bewusstseins existieren, die je nach weltanschaulicher Auffassung sowohl materieller wie ideeller Natur sein können. Das betrifft gleichermaßen den Menschen selbst mit seinem Körper und seinem Bewusstsein (Gedanken, Gefühle usw.), der das Materielle als auch das Ideelle vereinigt. (Nun könnte ich in erneute Erklärungsnot gelangen, wenn ich gefragt werde, was ist das Materielle und was ist das Ideelle. Leser mögen mir verzeihen, um im Kern meines Anliegens zu verbleiben, den Begriff des Alltags zu erklären, dass ich nicht weiter darauf eingehen möchte.)

Die *Begriffsebene* repräsentiert das in unserem Bewusstsein gedankliche Abbild einer Gruppe von Dingen mit im Kern gleichen Eigenschaften oder Merkmalen. Ob diese von materieller oder ideeller Natur sind, ist unerheblich. Oder anders formuliert, wir haben verstandesmäßig *begriffen*, was das ist, was da existiert. Wenn ich z. B. sage, *das ist ein Stuhl*, dann verfüge ich über ein Verständnis darüber, was einen Stuhl ausmacht. Unser Bewusstsein ist in der Lage, aus der Vielzahl von Stühlen unterschiedlichster Art die gemeinsamen Merkmale herauszufiltern und zusammenfassen, was dem Menschen ermöglicht, in seinem Kopf ein allgemeines Bild vom Stuhl zu erzeugen. Im Laufe seines Lebens hat er den Stuhl *begriffen*, weil andere – Eltern, Großeltern, Lehrer usw. – gesagt oder vielleicht auch erklärt haben, was ein Stuhl ist, die wiederum von ihren Vorfahren *gelernt* haben, was unter einem Stuhl zu verstehen ist, was

ein Stuhl in seinen Grundmerkmalen – vier Beine, eine Sitzfläche, eine Rückenlehne – ausmacht. So kann jedes Kind sagen, wenn es einen Stuhl sieht oder gefragt wird, was das ist, dass dieser Gegenstand ein *Stuhl* ist, weil das Kind gelernt und verstanden hat, dass der *Stuhl*, der diese Eigenschaften besitzt, zu der Menge aller *Stühle* gehört, auch wenn der eine oder andere Stuhl im Material, in der Polsterung oder in der Lehne anders aussieht, aber die Funktion und die Form eines Stuhles besitzt.

*Der Begriff „Stuhl“* vereinigt die vom Menschen erfahrene Menge an Eigenschaften, was letztlich einen Stuhl ausmacht; und dieser *Begriff „Stuhl“* existiert nur in unserem Kopf. Es ist unsere Vorstellung vom Stuhl, die wir in unserem Kopf inne tragen. Wenn wir danach gefragt werden, was ein Stuhl ist, beginnen wir ihn in seinen wesentlichen Merkmalen zu beschreiben und jeder weiß dann, worüber geredet wird bzw. geredet werden kann. Wenn der *Begriff „Stuhl“* ausschließlich ein gedankliches und damit ideelles Produkt in unserem Bewusstsein ist, wie ist es dann möglich, *über den Stuhl zu reden?*

Hier kommt die *Zeichenebene* ins Spiel. Sprache ist nicht nur das Bilden von Gedanken und Begriffen. Sprache kann auch als sprechendes Denken verstanden werden. Wir bedienen uns, um uns verständigen zu können, des Sprechens in Gestalt von „Zeichen“. Damit sind Wörter, Sätze, Texte, Ziffern und Symbole gemeint, die als Zeichen zusammengefasst werden können. Auf der Zeichenebene erfolgt der mündlichen (gesprochene) oder geschriebene „Auswurf“ des Gedankens (Begriffe, Aussagen, Zahlen). Wir verwenden im wissenschaftlichen Sprachgebrauch „Termini“ bzw. sprechen von einem Terminus. Der Begriff „*Stuhl*“ wird zum Zeichen „*Stuhl*“, wenn ich das Wort (Terminus) „*Stuhl*“ ausspreche oder einen Stuhl auf das Papier zeichne oder das Wort „*Stuhl*“ schreibe. Der Begriff „*Stuhl*“ bekommt seine sprechende (terminologische) Gestalt.

Wie oft erleben wir in unserem gegenseitigen Mitteilungsbedürfnis, dass sprachlich Missverständnisse entstehen. Stellen Sie sich vor, Sie werden als stolze(r) Besitzer(in) eines Hühnerhofes gefragt: Was macht dein Hahn? Und Sie antworten: Dem geht es gut. Ihr Gegenüber ist irritiert und weiß nicht so recht darauf zu erwidern und klärt auf, dass er von dem Wasserhahn spreche. Das ist nur eines von vielen Beispielen (Leiter, Blatt, Gummi). Ein Wort (Zeichen), das des „Hahnes“, steht hier für zwei Begriffe (Bedeutungen), die zur Sprache kamen. Im Kontext klärt sich dies in der Regel schnell auf und dennoch ist diese semantische Konstellation an möglichen Folgen für weiteres Denken und Handeln nicht zu unterschätzen. Das Missverständnis ist vorprogrammiert.

Umgekehrt – mehrere, verschiedene Zeichen für *einen* Begriff – sind in unserer Sprache ebenso gängig. Eine Zahl ist ein Begriff zur Abbildung einer Menge. Wenn wir von fünf Äpfeln sprechen, so haben wir die einzelnen Äpfel gezählt; und in der Gesamtheit haben wir die Menge „fünf“ festgestellt und in unserem Kopf als Gedanke (Zahl) verankert. Wenn wir uns über diese Menge an Äpfeln mitteilen wollen, gibt es nun unterschiedliche Möglichkeiten, diese Zahl „fünf“ als Zeichen zum Ausdruck zu bringen: Es ist das geschriebene Wort „fünf“; es ist die arabische Ziffer „5“. Die „fünf“ kann auch als römische Ziffer „V“ geschrieben werden. Nicht selten wird in der ersten oder zweiten Klasse als „Note“ eine Anzahl von Bienchen vergeben. Als ich in der ersten Klasse war, zeichnete meine Klassenlehrerin kleine Kreise als Ausdruck der Qualität der erfüllten Schulaufgabe.

Selbst in den vielfältigsten Sprachen wird die Zahl „fünf“ unterschiedlich geschrieben. In der deutschen Schreibweise „*fünf*“.

Ein weiterer Aspekt, der zum guten Philosophieren dazu gehört und den jeder mit einem gesunden Menschenverstand zur Anwendung bringen kann, ist, einen Begriff im Vergleich zu einem anderen Begriff in seinem Inhalt (Intension) und Umfang (Extension) einzuschätzen. Das ist insofern wichtig, wenn es um die Klärung eines Begriffes geht. So ist nachfolgend der Begriff des Alltags in seinem Inhalt und seiner Umfänglichkeit zu bestimmen. Begriffe klären ist immer auch eine Abgrenzung zu anderen Begriffen, damit beim Philosophieren erkennbar wird, worüber gesprochen wird.

Ich bleibe beispielhaft beim *Begriff* „*Stuhl*“ und frage nach der begrifflichen Beziehung zwischen „*Tisch*“ und „*Möbel*“. Jeder von uns weiß aus Erfahrung, dass wir für den *Begriff* „*Stuhl*“ und den *Begriff* „*Tisch*“ einen *Oberbegriff* haben – den des „*Möbel*“. Das heißt: Stühle und Tische sind Möbel; aber nicht alle Möbel sind Tische bzw. Stühle, weil wir zu den Möbeln auch noch andere Gegenstände wie Sessel oder Schrank zuordnen. „Wissenschaftlich“ formuliert bedeutet das, dass der *Begriff* „*Möbel*“ einen größeren Begriffsumfang (Extension) hat als die *Begriffe* „*Stuhl*“ oder „*Tisch*“. Die Menge der Stühle bzw./und die Menge der Tische sind Teilmengen der großen Menge Möbel.

Zugleich steht dies im umgekehrten Verhältnis zu den Inhalten dieser Begriffe (Intension). Das wiederum heißt, dass der *Begriff* „*Stuhl*“ und der *Begriff* „*Tisch*“ über eine höhere Intension verfügt als der Inhalt des Begriffes „*Möbel*“, weil er allgemeiner (abstrakter) ist als die *Begriffe* „*Stuhl*“ oder „*Tisch*“. Das ist deshalb so, weil der *Begriff* „*Möbel*“ von den spezifischen Merkmalen eines Stuhles und/oder eines Tisches absieht. Unter „*Möbel*“ verstehen

wir die Gesamtheit aller beweglichen Einrichtungsgenstände in einem Haus bzw. einer Wohnung.

Diese Überlegungen waren für alltagstaugliches Philosophieren durchaus wissenswert und vorbereitend. Sie kommen uns jetzt zugute, wenn es jetzt darum geht, den Begriff „*Alltag*“ zu bestimmen.

Wir können davon ausgehen, dass die Verwendung des Wortes (Terminus) „Alltag“ allgegenwärtig ist. Wir sprechen von Alltagskompetenz, Alltagsbewältigung, Alltagsbegleitern in der Pflege und Betreuung; wir reden von Alltagsleben, Alltagskleidung bzw. -gegenständen. *Was ist Alltag?* In der Wortbedeutung (Begriff) können wir den „Alltag“ auflösen, indem wir sagen: „Alltag heißt: alle Tage.“ Das ist nichtssagend; eine Tautologie: Ein Begriff wird mit einem anderen erklärt, der uns in den Überlegungen genauso wenig voranbringt, wenn ich sage: ein Rappe ist ein schwarzes Pferd, weil mit dem Rappen ohnehin unterstellt wird, dass es schwarz und nicht weiß oder braun ist.

Alltag als „alle Tage“ zu verstehen ist insofern doch wieder interessant, weil in unserem Sprachgebrauch bis heute zwischen Alltag und Sonntag unterschieden wird. Vor hundert Jahren führte das dazu, dass zwischen Alltags- und Sonntagskleidung unterschieden wurde. Es gab Alltags- und Sonntagsgeschirr. Im Alltag wurde in der Küche gelebt; und nur zu Festtagen ging es in die gute, sonntägliche Stube. Alltag ist in diesem Verständnis der Tag, an dem gearbeitet wurde, zu dem der Sonntag als Tag des Kirchgangs und der Muße nicht gehörte. Der Sonn-Tag stand außerhalb des All-Tages, an dem die Menschen an Kleidung, Geschirr mit sonntäglichem Essen nicht sparten, so sie es konnten, um einmal in der Woche dem Alltäglichen zu entfliehen.

Diesem Alltagsverständnis, der den Sonntag ausklammert, soll hier nicht gefolgt werden. Was ist Alltag dann? Bei Wikipedia ist unter „Alltag“ zu lesen: „Unter Alltag versteht man gewohnheitsgemäße Abläufe bei zivilisierten Menschen im Tages- und Wochenzyklus.“ Abgesehen davon, dass man bei dieser Definition Gefahr läuft, nicht zivilisierten Menschen ein *alltägliches* Leben abzuspochen, so ist dieses Alltagsverständnis insofern annehmbar, dass der Sonntag als Tag im Alltäglichen nicht ausgeklammert, sondern die Art und Weise der Lebensgestaltung in den Vordergrund gestellt wird. Regelmäßige, sich wiederholende Verhaltensweisen, die über alle Tage gelebt werden, stehen im Mittelpunkt der Betrachtung: Alltag ist das, was alle Tage gemacht wird bzw. passiert. Insofern ist das Wochenende auch Alltag, weil eben an jenen Wochenenden, immer wieder das gemacht wird, wozu ggf. in der Woche des beruflichen Tätigseins keine Zeit ist.

Der Alltag verdient es aber auch nicht, als „banal“, als schlechthin normal (Was ist normal?), als gewöhnlich angesehen und beschrieben zu werden, um ihm letztlich den Stempel des *monotonen, tristen bzw. grauen* Alltags aufzudrücken.

Wir können uns jedoch dem Alltagsverständnis nähern, wenn wir die Kant'sche Frage „Was soll ich tun?“ in die Erklärung einbinden.

*Alltag* soll heißen: Es ist ein Leben, das sich von Tag zu Tag lebt, sich gestaltet bzw. sich gestalten lässt, in dem Werte (Tugenden) des Lebens in diese Tage hineingetragen werden. *Alltag* ist in diesem Verstehen ein zu lebendes, zu erlebendes und gelebtes Leben. Er ist Ausdruck seiner in ihm befindlichen Lebendigkeit an Freude und Spaß ebenso wie Anstrengung, Leid und Schmerz. Es ist Vielfalt und Widerspruch. Es ist Losgehen, Hinfallen, Aufstehen und Weitergehen. Es ist Bewegung, Veränderung und Entwicklung. Alltag heißt mit dem Morgen geboren werden und mit dem Ende des Tages den kleinen Tod zu (er)leben und am Ende des Tages klüger oder wissender geworden zu sein als am Tag zu vor.

*Der Alltag* ist auch das Alltägliche im Sinne von *banal* (oberflächlich); und er ist auch wieder nicht, weil er zugleich tiefsinnige Momente des Lebens in sich tragen kann. Der Alltag ist das tagtägliche Wiederholen von Verhaltensweisen (Gewohnheiten), die jedem Tag seine Alltäglichkeit geben und auch wieder nicht, weil jener Tag auch seine Einzigartigkeit und das Besondere hat, sobald man sich dessen bewusst wird. Der Alltag ist ein Leben in geordneten Bahnen (Strukturen) mit seinen kulturell verwurzelten Tugenden wie Fleiß, Ordentlichkeit, Pünktlichkeit oder Ehrlichkeit; und er ist es wieder nicht, weil diese Tugenden auch alltäglich durchbrochen werden durch Lüge, Verrat oder vielfältige strafbare Handlungen.

*Alltag* soll hier verstanden werden als menschliches Leben in seinem Sein von Tag zu Tag mit all' dem, was das Leben in der Zeit offenbart. Insofern scheine ich dem Philosophen Martin Heidegger (1889 – 1976) in seinem Alltagsverständnis sehr nahe zu kommen, der in seinem Buch „Sein und Zeit“ (1927) die Alltäglichkeit in dem Spannungsfeld zwischen Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit ansiedelte. Der Alltag befindet sich in seinem Sein in einer eigentlichen Alltäglichkeit, weil er in seinem Wesen so bestimmt ist. Er ist es auch wieder nicht, also uneigentlich, weil jeder Tag wiederum anders ist und seine eigenen Eigenheiten hat.

## **Psychologische und Philosophische Praxis · Wer ist wo gut aufgehoben?**

Die bekannte rote Couch von Sigmund Freud steht heute noch sinnbildlich für eine Therapie bei einem Psychologen. Der Anteil jener, die eine Psychologische Praxis aufsuchen, ist heute eher mehr als weniger geworden. Die Bedingungen unserer gegenwärtigen Lebens- und Arbeitswelt haben den Anteil psychischer bzw. psychosomatischer Indikationen anwachsen lassen. Burnout, Depressionen, Angststörungen usw. gehören heute inzwischen zu unserem Alltag. Der Gang in die Psychologische Praxis – und nicht selten über Wochen – ist vorprogrammiert. Die Menschen, die dort hingehen, haben das Gefühl, im Leben gescheitert zu sein.

Doch inzwischen hat sich bundesweit eine Alternative aufgetan: die Philosophische Praxis. In Deutschland werden über 150 von ihnen gezählt - bei Weitem weniger als Psychologische Praxen. In Rostock übersteigt die Zahl der praktizierenden (einschließlich ärztlichen) Psychologen die 50; Philosophische Praxen gibt es drei im ganzen Bundesland, also ein Bruchteil.

Doch was machen Philosophen anders als Psychologen? Wann macht es Sinn, eher in eine Philosophische statt in eine Psychologische Praxis zu gehen?

Eine Therapie des Verhaltens, vielleicht gepaart mit der Einnahme von Medikamenten, steht zum Zentrum eines angestrebten Heilungsprozesses. Der Weg zum Psychologen kann also Sinn machen, wenn eine *Therapie* ansteht. Doch ist er in jedem „Fall“ erforderlich, vor allem dann, wenn es nicht um Heilung im psycho-pathologischen Sinne geht, wenn eher persönliche Not des Einzelnen (oder eines Paares) in einem allgemein-menschlichen Zusammenhang steht? Gemeint es sich der Umstand, wenn es um eine außerpathologische Lebenskrise, einen Entscheidungsprozess oder um eine Selbstfindung geht. Das gezielte Andersdenken in der Philosophischen Praxis liegt in der Erweiterung der Selbstdistanzierungskompetenz.

Der philosophische Praktiker ist nicht der alternative Psychotherapeut, sondern er ist eine Alternative zum Psychologen, mit dem Gast in gleicher Augenhöhe gemeinsam in ein dialogisches Denken zu grundlegende Fragen menschlichen Lebens zu gehen. Eine persönliche Krise ist nicht immer eine psychologische. Eine Krise ist oft der Ausgangspunkt, Fragen des eigenen Lebens neu oder anders zu stellen, um eine persönliche Antwort auf die Frage nach dem Sinn des eigenen Daseins zu finden oder die Frage zu beantworten: Was ist für mich ein gutes Leben? oder Was ist Liebe? oder Was bedeutet Partnerschaft für mich? oder Was heißt gute Arbeit? Ein ethisch-moralischer Diskurs steht im Zentrum des Dialogs.

Die Kant'sche Grundfrage „Was kann bzw. soll ich tun?“ ist hier mit eingeschlossen. Entscheidungen zu treffen, die insbesondere ethisch-moralisch getragen werden, haben ihren

Platz in der Philosophischen Praxis. Grundsätzliche lebensphilosophische Antworten sind hilfreich, wenn es darum geht, eigene Einstellungen, Haltungen und Verhaltensweisen zu verändern.

Den Philosophen wird oft Weltfremdheit nachgesagt. Das ist bei Weitem nicht so, zumal Philosophische Praxen nicht selten eine starke Außenwirksamkeit zeigen. Formate wie ein Philosophisches Café oder ein Salon oder Philosophische Reisen sind Räume des Philosophierens, die sich i. d. R. außerhalb des Persönlichen bewegen.

„Erkenne dich selbst!“, „Lerne dich und deine Welt besser verstehen!“ können Leitmotive sein, in einem offenen Dialog hineinzugehen und andere Menschen beim Philosophieren zu begegnen.

Philosophen nutzen in derartigen Begegnungen mit dem Gast u. a. das Sokratische Gespräch, auch als Mäeutik (Hebammenkunst) bekannt. Das Philosophieren gestaltet sich im Dialog – partnerschaftlich, der Vernunft vertrauend, auf Argumenten aufbauend, persönliche Lebenserfahrungen berücksichtigend, um die eigene Wahrheit für das Zukünftige zu finden. Der Dialog zielt auf Anregung für das Handeln zu Reflexion und Selbstbesinnung.

Eine Philosophische Praxis für ein derartiges Zwiegespräch aufzusuchen verbindet sich mit dem Anliegen, Entscheidungs- und Handlungskompetenzen zu erweitern, Antworten auf grundlegende persönliche Lebensfragen zu finden, dem Leben mehr Sinn und Freude zu geben und, wer es sucht, auch Lust am Philosophieren mit einem Philosophen zu finden.

## **Biografisches · Wie lässt sich das Scheitern gescheit gestalten?**

Hans-Jürgen Stöhr, Jg. 1949, in Parchim, Mecklenburg, geboren, absolvierte die Allgemeinbildende Oberschule, die er ab der 9. Klasse in der Erweiterten Oberschule fortsetzte. 1968 machte er mit dem Abitur den Facharbeiter für Garten- und Gemüsebau. Im gleichen Jahr nahm er an der Humboldt-Universität zu Berlin ein Philosophiestudium auf. Nach zwei Jahren Grundstudium belegte er wahlobligatorisch das Fach Biologie. Von nun an standen für ihn philosophische Fragen der Biowissenschaften im Mittelpunkt seines Interesses. Nach sieben Semestern legte er sein Staatsexamen ab und begann mit einem dreijährigen Forschungsstudium. Ein halbes Jahr später verteidigte er seine Diplomarbeit zum Thema „Die Beschreibung von Gesetzen und Regeln in der Biologie“.

1975 erhielt Hans-Jürgen Stöhr eine befristete Assistenz an der Rostocker Universität, an der Prof. Dr. Heinrich Vogel wirkte, der 1963 den interdisziplinären Arbeitskreis „Philosophie und Einzelwissenschaften“ gründete und seitdem auch im Bereich Philosophie die Forschungsgruppe gleichen Namens leitete.

Im gleichen Jahr verteidigte er seine Dissertation A, die den Titel trug „Widerspruch, Triebkraft und Historizität der Faktoren der biotischen Evolution“. Durch den frühen Tod H. Vogels 1977 ging die Leitung des Arbeitskreises und der Forschungsgruppe an ihn über. Im Frühjahr 1980 habilitierte Hans-Jürgen Stöhr über das Thema „Materialistische Widerspruchsdiagnostik und biotische Evolution“.

Forschungsergebnisse zu Philosophie und Wissenschaften an der Rostocker Universität wurden vielfach auf den Jahrestagungen des Arbeitskreises thematisiert und zur Diskussion gestellt – so auch im Vorbereitungsheft der Rostocker Philosophischen Manuskripte, Heft 21, Rostock 1981, zu erkenntnistheoretisch-methodologischen Fragen der Widerspruchsdiagnostik in den Wissenschaften. Doch diese auch auf internationaler Ebene geplante Tagung fand in der ursprünglichen Version nicht statt. Beiträge in diesem Heft von Peter Ruben und Camilla Warnke waren der SED nicht staatskonform, sodass aus Berlin die Order an die Rostocker Universität kam, das Vorbereitungsheft aus dem Verkehr zu ziehen und die Tagung kurzfristig abzusagen. Zu einem späteren Zeitpunkt wurde unter veränderten Vorgaben die Tagung nachgeholt, die als Protokollband im Heft 25 „Dialektik – Methode – Theorie“, Rostock 1984, veröffentlicht wurde.

In diesem Zusammenhang sind 1981 auch die Forschungsleistungen von Hans-Jürgen Stöhr und deren „Treue zu Staat und Partei“ auf den Prüfstand gestellt worden. Derartige parteipolitische Untersuchungen gab es nicht nur in Rostock, sondern sie fanden auch an anderen

Hochschulen und Universitäten der DDR statt, an denen Forschungsgruppen zu Philosophie und Einzelwissenschaften tätig waren. Diese Ereignisse fielen in eine beginnende Eiszeit, in der das freie Philosophieren immer schwieriger wurde. Die politische Einflussnahme auf die Philosophen der DDR nahm an Stärke zu, was heute als ein historischer Schandfleck in der DDR-Philosophie anzusehen ist.

Die damaligen Kollegen im Wissenschaftsbereich von Dr. Stöhr zeigten sich ihm gegenüber loyal und solidarisch, sodass er damals mit dem „blauen Auge“ davon kam. (Vgl.: Klaus Ehlers und Hans-Jürgen Stöhr, Rostocker Philosophische Manuskripte. Ein Dialog zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften, S. 400 ff., in: Hans-Christoph Rauh und Hans-Martin Gerlach, Hg., Ausgänge, Zur DDR-Philosophie in den 70 und 80er Jahren, Ch. Links Verlag, Berlin 2009 und Camilla Warnke: Nicht mit dem Marxismus-Leninismus vereinbar! Der Ausschluss von Peter Rubens Philosophiekonzept aus der DDR-Philosophie 1980/81, a.a.O, S. 560 ff.)

Dies wurde zum Anlass genommen, Hans-Jürgen Stöhr in den folgenden Jahren zu einem Praxiseinsatz beim Deutschen Gewerkschaftsbund an der Universität zu schicken. Zugleich wurde ihm eingeräumt, die Forschung und Begleitung von Doktoranden zur A Promotion, die Vorbereitung von wissenschaftlichen Tagungen des universitären Arbeitskreises mit nationalen und internationalen Beteiligung, die Führung der Rostocker Philosophischen Manuskripte bis zur Auflösung des Instituts für Philosophie nach der Wende 1989/90 im Jahre 1991 fortzuführen. 1986 wurde er trotz aller Kritik zu seiner Person zum Hochschul-Dozenten berufen.

Mit der Auflösung des DDR-Instituts für Philosophie an der Rostocker Universität erfolgte 1991 dessen Neugründung, die mit Berufungen und Anstellungen von Philosophen aus der alten Bundesrepublik einherging.

Der seinerseits erfolgte „Karriereknick“, den man als ein Scheitern an dem eigenen Ziel, an der Universität zu arbeiten und eine Professur zu erhalten, verstehen kann, wandelte sich zu einem *gescheiterten* Scheitern insofern, weil Hans-Jürgen Stöhr 1993 das Institut für ökosoziales Management mitbegründete. Jetzt stand außeruniversitäre Erwachsenenbildung im Mittelpunkt seiner Tätigkeit, die sich in den nachfolgenden zwanzig Jahren auf Einrichtungen des Sozial- und Gesundheitswesens konzentrierte. Trotz der vielen Themen wie Mitarbeiterführung, Leitbidentwicklung, Persönlichkeitsentwicklung, Sterbebegleitung, Kommunikation, die alle einen philosophischen, ethisch-moralischen Background hatten, wuchs sein Bedürfnis, sich wieder dem Philosophischen vertiefend zu nähern. Begonnen hat das 2005 mit seiner Gründung

der Agentur für Gescheites Scheitern, die nicht lange danach sich selbst am Rande des Scheiterns bewegte, weil das Interesse seiner Nutzung mehr bei den Medien als bei jenen war, die privat oder im Beruf scheiterten oder sich in die Gefahrenzone des Scheiterns bewegten.

Die mehr oder weniger gescheiterte Agentur für Gescheites Scheitern wurde 2012 in eine Philosophische Praxis umgewandelt, die das Leistungspaket der Agentur in sich aufnahm. Inzwischen geht die Rostocker Philosophische Praxis in das fünfte Jahr, zu der eine Reihe verschiedener Formate, wie z. B. das Philosophische Café und der Philosophischen Salon gehören.

Hans-Jürgen Stöhr ist Ideengeber der Rostocker Philosophischen Tage, die erstmalig im April 2016 zum Thema „Was ist ein gutes Leben? · Wie bitte geht das?“ stattfanden. Für April 2018 stehen die zweiten Philosophischen Tage, die das Motto tragen „Gesundheit erleben! · Was ist gesund?“

In seiner wissenschaftlichen Laufbahn von 1975 bis 1991 publizierte er etwa 60 Beiträge in wissenschaftlichen Zeitschriften und zeichnete sich verantwortlich für die Hefte Nr. 18 bis 31 der Rostocker Philosophischen Manuskripte. Die Rostocker Philosophischen Manuskripte von 1964 bis 1990 werden in dem Band Ausgänge. Zur DDR-Philosophie in den 70er und 80er Jahren, a.a.O., S. 400 - 423 mit einer Gesamtrezension gewürdigt.



## Philosophische Praxis

Denken anstoßen – Anstößiges denken

Hans-Jürgen Stöhr

Parkstr. 10 · 18057 Rostock

Tel.: 0381 – 44 44 103 · Fax: 0381 – 44 44 260

[www.gescheit-es.de](http://www.gescheit-es.de) · [info@gescheit-es.de](mailto:info@gescheit-es.de)